

SONDERBAND

DIE ZEIT-AGENTEN



SAM MERWIN jr.

THREE FACES OF TIME

Gegenwart und Zukunft bekämpfen sich -
in einer Welt der Vergangenheit ...

1.- DM

Osterreich S. 7.-
Schweiz Fr. 1.20
Italien Lire 200

Sonderpreis: Berlin 70 Pfg.



Sonderband 65

SAM MERWIN jr.

Die Zeit-Agenten



MOEWIG-VERLAG • MÜNCHEN

Originaltitel: THREE FACES OF TIME
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Heinz Zwack

Ein deutscher Erstdruck

TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türkenstraße 24. Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen. – Preis je Band 1, – DM. – Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. – Printed in Germany 1963. – Scan by Brazo 06/2008 – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 8 gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich: Farago & Co. Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

PROLOG

Der alte Mann legte seine weißen aristokratischen Hände, auf denen die Adern blau hervortraten, auf den beinahe prunkvoll wirkenden Schreibtisch und beugte sich leicht nach vorne, als wollte er damit Elspeth Marriner besonders deutlich machen, wie wichtig das war, was er ihr zu sagen hatte. Seine tiefliegenden Augen richteten sich auf sie.

„Meine Liebe, infolge besonderer Umstände werde ich Sie nun zum erstenmal allein ausschicken.“

Einer weiteren Erklärung bedurfte es nicht. Elspeth war sich völlig darüber im klaren, was Mr. Horelles Bemerkung zu bedeuten hatte. Wenn sie auch noch keine dreißig Jahre alt war, war sie doch schon eine Wächter-Veteranin, eine jener ausgewählten kleinen Gruppe, deren Lebenswerk darin bestand, auf jeder der Parallelwelten der Erde als Spezialagent zu arbeiten, wenn die Umstände dort ihre Dienste erforderten.

Die übliche Politik der Wächter war es, in Gruppen von zwei oder mehr zu arbeiten – und das in enger Zusammenarbeit mit den sorgfältig ausgewählten Lokal-Agenten, die auf den jeweiligen Welten lebten. Auf den früheren Missionen, die sie für Mr. Horelle erfüllt hatte, hatte Elspeth mit einem Mann namens Mack Fraser, einem ehemaligen Boxchampion, der die Laufbahn eines Zeitungsfotografen aufgenommen hatte, zusammenzuarbeiten. Wenn auch ihre Beziehungen zu Mack alles andere als harmonisch waren, so hatte sie sich doch an ihn gewöhnt und empfand jetzt unbestimmt, wie hilflos sie sich ohne ihn vorkommen würde.

Aber das durfte sie Mr. Horelle gegenüber natürlich nicht zugeben. Sie wußte, daß er in seiner tiefen Menschenkenntnis bereits ihre Gefühle erkannt und als unwichtig abgetan haben mußte. So hielten ihre blauen Augen dem Blick des Chefwächters stand, als sie sagte: „Wo braucht man mich?“

Elspeth war für die Spur eines Lächelns dankbar, die um die Lippen des alten Mannes spielte. Sie hatte das gesagt, was er von ihr erwartet hatte. Er fuhr sich mit seiner beinahe durchsichtig wirkenden Hand über die Stirne und begann dann:

„Meine Liebe. Ich schicke Sie diesmal zu einer neu entdeckten und recht interessanten Version unserer Erde. Diesmal wird Ihre Mission weder militärischer noch politischer Art sein – ich schicke Sie lediglich als Beobachter.“ Seine schmalen Finger strichen liebkosend über den Himmelsglobus, der auf seinem Schreibtisch stand.

„Wir haben ziemlich lange gebraucht, um diese Welt zu entdecken“, fuhr er fort, „vielleicht aus dem Grunde, weil sie und die nahe parallel liegenden Welten durch eine seltsame kosmische Wolke unseren Instrumenten teilweise verborgen geblieben waren.“

„Herr im Himmel!“ rief Elspeth aus. „Dann muß diese Welt aber ziemlich weit zurück sein.“

„Das ist sie auch“, meinte Mr. Horelle wieder mit einem leisen Lächeln. „Und doch bin ich überzeugt, daß sie gerade dadurch für Sie besonders faszinierend sein wird. *Antik* – so heißt der Planet, dem Sie zugeteilt sind, und Sie werden die Gründe für diese Namensgebung gleich verstehen – hat praktisch zweitausend Jahre seiner Geschichte versäumt.“

„Dann klingt das ja beinahe wie eine Zeitreise!“ rief Elspeth aus.

„Ihre Transition wird Sie in eine Welt führen, die etwa der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts entspricht“, lächelte Mr. Horelle, der sich offenbar über Elspeths Begeisterung freute. „Der Unglücksfall, der seine Entwicklung aufgehalten hat, hat das Leben auf den zwei Dutzend nächstliegenden Planeten völlig zerstört.“

„... und doch hat, in weiterem Sinne gesehen, diese fürchterliche Katastrophe auch ihre Glücksseiten“, fuhr der alte Mann fort. „Natürlich müssen wir aus dieser Entdeckung einen Nutzen ziehen – eine antike Welt, die tatsächlich gleichzeitig mit unseren modernen Welten existiert. Wenn ich selbst noch zu einer Transition fähig wäre, können Sie sich darauf verlassen, daß ich mir die Gelegenheit nicht entgehen ließe, die ich jetzt Ihnen anbiete.“

Elspeth konnte nur nicken, während sie im stillen überlegte, was vor ihr lag. Hier, so dachte sie, war eine Welt für Dichter – für Dichter und Liebende, nicht für Ingenieure und Händler. Hier war die Welt von Horaz, Ovid, Virgil und Catull ...

Mr. Horelle riß sie aus ihrem Traum. „Unglücklicherweise kennen wir die Folgen noch nicht ganz, die die Existenz einer solchen Parallelwelt bringt. Es kann durchaus sein, daß sie für die übrigen Welten gar nicht angenehm oder nützlich sein werden. Ich möchte daher Sie, meine Liebe, bitten, sorgfältig auf alle Anachronismen zu achten und aufzupassen, ob Ihnen irgend etwas dort unpassend oder nicht zeitgemäß erscheint.“

„Ich verstehe“, nickte Elspeth. „Ich nehme an, daß mei-

ne erste Station Rom sein wird.“ Als Mr. Horelle nickte, fuhr sie fort. „Wo soll die Transition sein – auf dieser Seite des Ozeans?“

Wieder lächelte Mr. Horelle. „Kaum“, sagte er, „es sei denn, Sie wollen hinüberpaddeln. Ich habe bereits alle Vorbereitungen für Ihren Flug nach Sizilien getroffen. Dort ist Ihr Transitionspunkt – etwa in der Mitte zwischen Messina und dem Ätna.“

Elspeth nickte. Diese Transitionen zwischen den Welten waren äußerst delikate und manchmal sogar gefährlich. Wie hatte doch Mack Fraser einmal nüchtern erklärt: „Mich erinnert das jedesmal an eine Landung auf einem Flugzeugträger – ganz gleich, wie viele man davon macht, man gewöhnt sich nie daran.“

Mr. Horelles Haus, das auf einer kleinen Insel in der Nähe von Kap Hatteras lag, war einer der Transitions-Schlüsselpunkte in der westlichen Hemisphäre. – Wichtige Ereignisse in der Geschichte der Menschheit ebenso wie die Kräfte der Natur, wirkten zusammen, um Transitionspunkte entstehen zu lassen.

Mr. Horelle hatte das Elspeth und Mack Fraser folgendermaßen erklärt, als die beiden zum erstenmal nach Spindrift Key gebracht worden waren, um dort eine Reportage für die *Picture Week* zu schreiben: „... es bedarf viel größerer Kräfte, als ein einzelner ausüben kann, um das Raumzeitkontinuum, in dem unser Universum existiert, aufzusplittern.“

„Eine Nova, die Zerstörung eines Planeten, all diese Vorgänge drücken dem Kontinuum ihren Stempel auf. Eine Weile nach solchen Vorkommnissen – die Zeitspanne ist

verschieden, je nach dem Schock, den das Kontinuum erlitten hat – bleibt eine Berührungszonen, durch die jene, die das Geheimnis des Schlüssels kennen, Transitionen zwischen den Welten durchführen können.“

„Aber was ist denn hier passiert?“ hatte sich Mack Fraser respektlos erkundigt. „Auf diesem gottverlassenen Stückchen Erde?“

Und Mr. Horelle hatte es ihnen erklärt. „Spindrift Key ist eine dreifache Berührungszonen. Vor beinahe vier Jahrhunderten landete Sir Walter Raleigh auf der Rückreise nach England hier, nachdem er die Kolonie bei Roanoke gegründet hatte. Er entschied, daß diese Insel und das dahinter liegende Festland als Platz für seine Kolonie sicherer und günstiger sei. Er hatte die Absicht, sie nach hierher zu verlegen, ehe er nach England zurückkehrte.“

„Und ...?“ hatte Elspeth sich erkundigt.

Und Mr. Horelles Antwort: „Auf einer unserer unmittelbar anliegenden Welten war es Raleigh gelungen, die Kolonie zu verlegen. Seine Kolonie überlebte, und die ganze Geschichte des Kontinents änderte sich. In der Welt, von der Sie kommen, lagen Umstände vor, die ihn daran hinderten, das zu tun. Die Roanoke Kolonie ging – sich selbst überlassen – zugrunde.“

Er beugte sich vor. „Besonders wird Sie vielleicht die dritte Episode interessieren. In nicht allzu ferner Vergangenheit, als ein Bruderpaar namens Wilbur und Orville Wright in der Nähe von Kitty-hawk mit einer selbstgebauten Flugmaschine experimentierten, fertigten sie eine Anzahl ihrer wichtigsten Pläne in diesem Raum hier. Ich glaube, Sie können sich selbst denken, welche Bedeutung

diese Entdeckung hatte.

Jedenfalls“, schloß er, „ist Spindrift Key vielleicht der stärkste Berührungspunkt auf diesem Kontinent. Daß es außerdem noch ein jahreszeitenbedingtes Sturmzentrum ist, verstärkt diese Tendenz nur. So ist es tatsächlich ein mehrfaches Tor zu parallelen Welten ...“

Elspeth dachte an jenen Augenblick in diesem Zimmer zurück, der ihr weiteres Leben so verändert hatte. Seit sie ein Wächter geworden war, fand sie wenig Zeit, Gedichte zu schreiben oder Artikel für die *Picture Week*. Statt über aufregende Vorkommnisse zu schreiben, erlebte sie sie selbst – und doch schien keine jener anderen Welten, die Elspeth im Laufe ihrer Tätigkeit schon besucht hatte, ihr ein solches Maß von interessanten Dingen zu bieten wie dieser Planet *Antik*, der diesmal ihr Ziel war. Sie blickte zu Mr. Horelle auf und fragte: „Mit wem soll ich nach meiner Ankunft in Verbindung treten?“

„Ich glaube, daß Sie den Lokal-Agenten kennen werden – aus der Geschichte natürlich“, erklärte der alte Mann. „Sein Name ist Plinius, Plinius der Ältere – und ich habe gehört, daß er sowohl intelligent als auch hilfsbereit ist – wenn er auch die Theorie der Transition zwischen den Welten noch nicht ganz versteht. Ich nehme an, Sie werden mit ihm auskommen.“

Elspeth dachte wieder an den Mann, der früher ihr Partner gewesen war – wenn sie auch mit Mack Fraser nicht immer gerade glänzend ausgekommen war. Sie nahm ihre Zuflucht zu einer direkten Frage: „Mr. Horelle, warum kommt Mack diesmal nicht mit?“

„In erster Linie“, antwortete er gemessen, „weil Mack

anderswo gebraucht wird. Ihre Mission ist diesmal vornehmlich kultureller Art. Sie sprechen die klassischen Sprachen, kennen die Geschichte und die Kunst der damaligen Zeit ...“

„Ich bin nur neugierig“, überlegte Elspeth, „welche Theorie über die lateinische Aussprache nun stimmt.“

„Wahrscheinlich keine von allen“, lächelte Mr. Horelle. „Aber vielleicht können wir uns darüber unterhalten, wenn Sie zurückkommen.“

Elspeth fühlte, daß sie damit entlassen war. Sie stand auf und sagte: „Ich freue mich schon darauf. Und vielen Dank, Sir, für den Auftrag.“

Wieder spielte das Lächeln um seine Lippen, und er hob die wächserne Hand zum Abschied. „Vergessen Sie nicht, meine Liebe: achten Sie auf Anachronismen. Wir wissen wirklich sehr wenig über diese Welt. Und – Elspeth, das ist das wichtigste – passen Sie gut auf sich auf.“

„Ich werde schon aufpassen“, sagte sie. Sie wußte, daß Mr. Horelle ebenso wie sie an Juana Brooks dachte, die Mack und sie durch ihre erste Mission gesteuert – und dafür mit ihrem Leben bezahlt hatte.

Sie konnte sich gut an die dunkle, lebhaftige Juana erinnern und an das Unglück, das ihr den Tod gebracht hatte. Sie war von der Hand eines degenerierten Mannes auf einer degenerierten Welt gestorben, eines Mannes, der nicht gezögert hatte, jene tödlichste aller Handwaffen, den Desintegrator, gegen sie einzusetzen. Auch er war gestorben. Aber sein Tod hatte Juana Brooks nicht mehr zum Leben erwecken können.

Elspeth verabschiedete sich von dem alten Butler, der

Mr. Horelle und Spindrift Key seit mehr als vier Jahrzehnten diente. Sie verließ die schöne alte weiße Villa, die wie ein Juwel mitten in einem wunderbar gepflegten Rasen lag. Jedesmal, wenn sie dieses Haus verließ, das sie mehr als alles andere auf der Welt liebte, fragte sich Elspeth, ob sie es wiedersehen würde.

Als sie an Bord des Motorbootes ging, versuchte sie sich an einiges zu erinnern, was sie über das Rom des ersten nachchristlichen Jahrhunderts wußte. Die Flavier unter der Führung von Vespasian hatten zwar Ordnung in das Chaos gebracht, das Nero ihnen hinterlassen hatte, aber Rom war immer noch ein gefährliches Pflaster. Sie würde sich in sehr starkem Maße auf den Lokal-Agenten, Plinius den Älteren, verlassen müssen. Sie fragte sich, ob er wirklich so steif war, wie sie ihn aus seinen Schriften in Erinnerung hatte.

1.

Elspeth Marriner lehnte sich auf ihrem niedrigen Diwan aus Elfenbein und Ebenholz zurück und versuchte sich damit abzufinden, daß die nächsten fünfzehnhundert Jahre noch nicht mit der Entdeckung des Tees gerechnet werden dürfte. Der Krug Marsalawein, den Gnaius Laconius ihr durch seinen Leibsklaven Cratus geschickt hatte, brannte in der Kehle – besonders verglichen mit dem vorzüglichen Falerner, der im Weinkeller der Villa lagerte.

Und doch mußte sie ihn aus Höflichkeit für Gnaius Laconius trinken, der jetzt an einer der neo-korinthischen Säulen lehnte und ihr eine Ode vortrug, die er zu ihren Eh-

ren gedichtet hatte.

Mit einer Geste, die leidenschaftlich wirken sollte – jedoch so abgezirkelt war, daß keines seiner pomadisierten Löckchen in Unordnung geriet, deklamierte er in flüssigem Latein „... *dein Atem weich wie helle Sommernächte, erwecket schneller als das Licht die Liebe, die ich ...*“

Da war es wieder, dachte sie – wieder einer dieser seltsamen Anachronismen, wie sie so oft in den Arbeiten und Worten von Gnaius Laconius auftauchten. Während sie mit halbem Ohr auf seine dahinfließenden Hexameter lauschte, dachte sie über ihn nach.

Sie vergegenwärtigte sich die Schnitzer, die er sich geleistet hatte. Da war zum Beispiel der Abend im Palast von Berenice Agrippina, wo er im Laufe einer Unterhaltung ein Skalpell erwähnt hatte – ein Werkzeug, das auf dieser Welt völlig unbekannt war, ja für das es nicht einmal den nötigen Stahl gab. Und dann jener Nachmittag auf dem Forum, wo er in einem Gespräch mit dem jungen Decimus Juvenalis, der kürzlich zum Militärtribun ernannt worden war, den Vergleich „schnell und tödlich wie eine Kriegsrakete“, verwendet hatte. Decimus Juvenalis hatte ihn verblüfft angesehen und war dann darüber hinweggegangen.

Und jetzt „Lichtgeschwindigkeit“. Sie sah den Dichter aus zusammengekniffenen Augen an und suchte nach anderen Spuren seiner Fremdheit. Aber Gnaius mit seinen weichen Wellen, den weibischen Gesten, seinem Duft nach asiatischem Parfüm, schien der typische aristokratische Dichterling aus dem Kaisertum des Vespasian.

Und doch war das alles Maske. Intuitiv mußte sie das von Anfang an gewußt haben. Auch in seinen Versen lag

eine exotische Note, obwohl sie genau den Regeln der Dichtkunst seiner Epoche entsprachen.

Jedenfalls begann sich Elspeths Mission zu einer Erde, die etwa neunzehnhundert Jahre hinter ihren Myriaden von Schwesterplaneten zurück war, interessant zu entwickeln. Denn Gnaius hatte bis jetzt noch kein einziges Mal durchblicken lassen, daß er ein Agent der Wächter war, jener unermüdlichen Hüter des delikaten Gleichgewichtes zwischen den parallelen Zeiträumen. Und sie hatte ihm wirklich reiflich Gelegenheit gegeben, das zu tun. Plötzlich begann sie Angst zu empfinden. Ihre Mission war kultureller Natur, nicht diplomatisch, nicht wirtschaftlich und nicht militärisch. Die Entdeckung dieser zurückgebliebenen Welt, die unter den Agenten als *Antik* bekannt war, bot ungeheure Möglichkeiten, diese antike Welt aus erster Hand zu studieren – ihre Sitten, ihre Sprache, ihre Dichtkunst und den Gang ihres täglichen Lebens.

Daß die Wahl auf sie gefallen war, war kein Wunder, denn ehe Elspeth sich den Wächtern angeschlossen hatte, hatte sie eine ausgezeichnete klassische Ausbildung erhalten und selbst einige Gedichte veröffentlicht. Und sie hatte ihre Aufgabe mit einem Elan und einer Begeisterung übernommen, denen man es anmerkte, wie sehr sie sich darüber freute, hier zwischen den lebenden Parallelen jener geistigen Giganten sein zu dürfen, deren Gedanken und Werke zwei Jahrtausende überdauert hatten.

Irgendwie bedauerte sie es, daß die Entdeckung von Antik nicht früher gekommen war – als Virgil, Horaz und Ovid mit seinen schlüpfrigen Geschichten gemeinsam mit Varro, Catull und Lucretius den Höhepunkt der augusti-

schen Dichtkunst dargestellt hatten. Aber die düstere Epoche der claudischen Kaiser war dahin, und das Zeitalter von Martial und Juvenal sollte anheben.

Sie hatte die Bekanntschaft des jungen Decimus Juvenalis gemacht, eines jungen Mannes von vierundzwanzig Jahren, dessen verschlossene Züge nur selten in der Wärme innerer Freude leuchteten, und hatte feststellen müssen, daß er sich viel stärker für seine militärische Karriere interessierte als für die Dichtkunst, die ihm auf so vielen Hunderten von parallelen Welten schon immerwährenden Ruhm eingetragen hatte.

Plötzlich wurde ihr bewußt, daß Gnaius Laconius zu lesen aufgehört hatte und sie jetzt mit so verzehrenden Blicken anstarrte, daß sie unwillkürlich die Augen senkte und dann über das Panorama der ewigen Stadt hinausblickte.

Die Villa, ebenso wie Lamia, ihre Leibsklavin, waren ihr von Plinius dem Älteren großzügig zugewiesen worden, der in dieser anachronistischen Welt ständiger Agent der Wächter war. Und wenn auch Lamia vom Gesichtspunkt des zwanzigsten Jahrhunderts aus entschieden ihre Fehler hatte, konnte man das von der Villa nicht behaupten – abgesehen natürlich von solchen Annehmlichkeiten wie Elektrizität und sonstigen Errungenschaften des technischen Zeitalters.

Angeschmiegt an den steilen Südwesthang des Cispischen Hügels zwischen dem Vius Patricus und dem Clivus Suburbanus innerhalb der alten Stadtmauern schien sie förmlich aus dem immergrünen Teppich hervorzuragen, der den Rest des Hügels bedeckte. Ihre Säulenhalle blickte über eine unendlich scheinende Folge flacher Dächer auf

die unglaublich prunkvollen Paläste hinaus, die am Palatin wie Märchenschlösser hochragten.

Wenn Elspeth nun auch schon seit mehr als zwei Monaten die Villa bewohnte, fand sie doch täglich neuen Zauber in diesem Anblick. Rom war unter Vespasian neu aus den Trümmern entstanden, die Nero als Vermächtnis seiner Schreckensherrschaft hinterlassen hatte.

Gnaius hatte sein Manuskript eingerollt und meinte jetzt beleidigt: „Ich fürchte, du hast nicht zugehört, Marina.“

Elspeth fuhr zusammen – Marina Elspetia nannte sie sich jetzt – sie fühlte, wie ihr Gesicht sich rötete, während sie nach einer höflichen Ausrede suchte. „Die Schönheit deiner Ode hat mich träumen lassen.“ Ob er das glaubt? dachte sie sich.

Sie brauchte sich nicht weiter anzustrengen. Gnaius Laconius ließ seine Manuskriptrolle auf den mit Fliesen belegten Boden fallen. Seine Arme drückten sie auf den Diwan nieder. Seine Lippen flüsterten an ihrem Ohr:

„Du mußt mein sein oder ich sterbe.“

Am liebsten hätte sie gesagt „Dann stirbst du eben“, aber sie mußte den Impuls unterdrücken. Statt dessen sagte sie: „Gnaius, was ist in dich gefahren? Du warst noch nie so stürmisch.“

„Es ist nur, weil du mir noch nie gestattet hast, meine Gefühle zu zeigen, die bei jedem Gedanken an dich durch meine Adern pulsen, o blonde Göttin“, erwiderte er bombastisch.

Wieder war ihr, als schläge eine Alarmglocke an. Welches Recht hatte ein Mensch im Rom des Vespasian, etwas vom Blutkreislauf zu verstehen? Ihre Erlebnisse in anderen

parallelen Welten hatten sie auf alle möglichen Anachronismen vorbereitet – aber das ging zu weit.

„Ich bin keine Göttin“, verwies sie schnippisch, nachdem sie ihm einen hingehauchten Kuß auf die Wange gestattet hatte – wobei sie insgeheim befürchtete, daß die vom Betelkauen geröteten Lippen eine Spur hinterließen.

Wie er so aufgerichtet neben ihr stand, war er beinahe einen Fuß größer als der durchschnittliche Römer. Er hätte ein Gote sein können aus den Wäldern Germaniens, aber seine Züge waren dafür viel zu weich.

Als sie aufstand, sah er sie ängstlich an, als erwarte er, daß sie ihn für seine Kühnheit schelte. Sie tätschelte ihm die Wange, blickte tief in seine braunen Augen und sagte: „Du mußt mir Zeit lassen, Gnaius.“

Er sah sie an wie ein zum Tode Verurteilter, dem eine letzte Gnadenfrist gewährt ist. „Dann sehe ich dich heute abend bei Berenices Fest?“

„Vielleicht“, lächelte sie, obwohl für sie schon feststand, daß sie hingehen würde. Der Sohn des Kaisers würde zweifellos auch dort sein. Titus Flavius Sabinus Vespasianus war gerade von einer Reise durch die nördlichen Provinzen zurückgekehrt, die beinahe vier Monate gedauert hatte und ihn bis nach Britannien geführt hatte. Nachdem er bei seinem Vater Bericht erstattet hatte, sollte er jetzt zum erstenmal in der Gesellschaft auftreten. Und Elspeth brannte förmlich darauf, einen zukünftigen römischen Kaiser kennenzulernen.

Sie rief ihre Zofe Lamia, während Gnaius sie förmlich mit den Augen verschlang. Sein Leibsklave, ein etwas kurz geratener Herkules aus Mauretanien namens Narvo, brach-

te seinem Herrn und Meister die Toga und hüllte sie um ihn.

„Bis heute abend, meine Göttin“, sagte der Dichter mit einer tiefen Verneigung. Er warf sich die Toga über die Schultern und trat durch die Säulenhalle in die inneren Räume der Villa, das Atrium und den Ausgang zur Straße. Die Sohlen seiner Sandalen klatschten dabei auf den Fliesenboden.

Lamia sah ihre Herrin überlegend an. Weder ihr kleiner Wuchs – sie reichte Elspeth kaum bis zur Schulter – noch die Tatsache, daß sie eine Sklavin war, schienen dem Mädchen aus Pamphylien den geringsten Respekt eingeflößt zu haben. Sie meinte: „An dem Sklaven hätten Sie jedenfalls mehr als an dem Herrn, Herrin.“ Sie grinste unverschämt.

„Ich werde daran denken, Lamia“, murmelte Elspeth, um das geschwätzige Mädchen zum Schweigen zu bringen. Sie spürte, daß die Kleine noch etwas sagen wollte und hob fragend die Brauen. „Was ist denn?“ erkundigte sie sich.

„Herrin“, sagte Lamie, „im kleinen Atrium wartet ein Bote auf dich. Ich habe ihn dorthin geschickt, damit er dich nicht stört.“

„Das hättest du mir gleich sagen müssen“, sagte Elspeth tadelnd. Und dann: „Was interessiert dich denn so an ihm, Lamia?“

Lamia rollte die Augen und sagte atemlos: „Er ist hochgewachsen und blond und sieht aus wie ein Barbar – aber er kommt aus dem Aventinischen Viertel hinter dem Palatin und hat einen seltsamen Akzent.“

„Führe ihn zu mir – sofort“, befahl Elspeth.

„Ja, Herrin“, sagte das Mädchen geduldig. Sie ging hin-

aus und kehrte einen Augenblick später zurück, um einen blonden Riesen hereinzuführen, der in Tunika und Toga ebenso wirkte wie ein Hafenarbeiter in Smoking und Krawatte. Als er in die Säulenhalle trat, stolperte der Mann über einen Zipfel seines Gewandes und fluchte im schönsten Englisch: „Verdammt ...!“ worauf Lamia kicherte und mit einer affektierten Hüftbewegung verschwand.

Der Mann stand vor Elspeth und meldete in unverkennbar irischem Akzent: „Miß Marriner, das ist von Commander de Mestres.“

Elspeth empfand beinahe Heimweh, als sie ihre Muttersprache hörte. „Danke“, murmelte sie und nahm den Umschlag, den er ihr hinhielt. Der Brief, den er enthielt, war sichtlich schnell hingeworfen.

Liebe Miß Marriner – Sergeant Carhart, der Träger dieser Zeilen, soll Ihnen meine Bitte überbringen, sobald wie möglich zu mir zu kommen. Sie werden bald einsehen, daß ich Sie im Augenblick unmöglich aufsuchen kann, aber es haben sich Umstände ergeben, über die ich Sie nach Wunsch von Mr. Horelle sofort unterrichten soll. Da es von äußerster Wichtigkeit ist, daß wir zusammenarbeiten, muß ich Sie daher bitten, zu mir zu kommen und wenn möglich gleich mit Sergeant Carhart.

Freundliche Grüße

R.G. de Mestres

(Commander)

Elspeth las den kurzen Brief zweimal und fühlte, wie es ihr eisig über den Rücken lief. Sie nahm das Blatt und hielt es

über eine Öllampe, bis es zu Asche verbrannt war.

„Sind Sie zu Fuß gekommen?“ fragte sie Sergeant Carhart in englischer Sprache, immer noch mit gedämpfter Stimme, um nicht durch die fremde Sprache die Neugierde von Lamia oder eines der Haussklaven zu erwecken.

Als er nickte, tippte Elspeth sich ans Kinn und meinte: „Warten Sie hier, bis meine Sänfte kommt.“ Er rümpfte die Nase, worauf sie erklärte: „Das gehört mit zu der Rolle, Sergeant. Frauen wie ich gehen einfach nicht zu Fuß. Und wenn Sie die Augen aufmachen, wissen Sie auch weshalb.“

Wieder nickte er. Dann stammelte er: „Miß, ich habe noch nie so etwas gesehen. Was ist denn hier los? Wenn ich das gewußt hätte, als ich mich freiwillig meldete ...“

Elspeth lachte. „Ich komme gleich mit. Wir werden uns beeilen müssen, denn ich habe nicht viel Zeit. Warten Sie im Atrium auf mich – das ist das Zimmer, in dem Sie zuerst schon gewartet haben.“

Eine Viertelstunde später wurde Elspeth in ihrer Sänfte über den Clivus Suburbanus hinuntergetragen. Sergeant Carhart, sichtlich verwirrt, aber entschlossen, es nicht zu zeigen, schritt resolut daneben her.

Sie schritten durch die breite Castor-Straße mit ihrem glitzernden Mosaikpflaster. Vor ihnen, wenn auch durch die zahlreichen Häuser noch nicht sichtbar, lag der Tiber mit seinen großartigen Stein- und Marmorbrücken. Zu ihrer Rechten erhob sich der Capitolinische Hügel mit seinem alten Jupitertempel.

Rechts gingen die Bauwerke des Forums in eine scheinbar endlose Folge von Palästen, Tempeln und öffentlichen Gebäuden des Palatin über. Wenn ihnen auch die mächtige

Höhe und die Schlankheit der Wolkenkratzer von Manhattan fehlte, wirkte doch die schlichte Großartigkeit dieser endlosen Säulenreihen mindestens ebenso eindrucksvoll. Elspeth rief den Sergeanten zu sich und meinte: „Großartig, nicht wahr, Sergeant? Jedenfalls mehr, als man aus den Geschichtsbüchern erkennt!“

Er knurrte zustimmend, meinte aber dann: „Hm – ich verstehe nur nicht, wie sie je die Zeit hatten, das zu bauen. Wenn man sieht, wie die Leute hier an den Ecken herumstehen ...“

Sie schlugen einen Bogen um den Circus Maximus, kamen an einem halbverfallenen und von Weinreben umrankten Tor der alten murcischen Mauer vorbei und erreichten schließlich eine Säulenhalle auf dem Aventinischen Hügel, die früher einmal einer Favoritin des Claudius gehört hatte, inzwischen aber schon lange verfallen war. Auf Sergeant Carharts Bitte stieg Elspeth aus ihrer Sänfte. Sie befahl ihren Sklaven, auf ihre Rückkehr zu warten und folgte dem Iren zu einem halb verrosteten eisernen Tor.

„Hauptquartier“, sagte er lakonisch und klopfte dann. Ein kleines Guckfensterchen öffnete sich, und eine Stimme erkundigte sich in schauerhaftem Latein: „Wer da?“

„Ich, du mottenzerfressener Sohn eines Gorillas“, erwiderte der Sergeant sanft.

„Passieren, Freund“, erwiderte der andere in Englisch. Das Fensterchen schloß sich ächzend, und eine kleine Tür innerhalb des großen Tores öffnete sich. Elspeth trat hindurch und riß staunend die Augen auf. Sie war an die plötzlichen Kontraste gewohnt, die man bei Transitionen zwischen den Welten erlebte – aber was sie hier sah, war völ-

lig unerwartet.

Der riesige Hof, in dem sie stand, gehörte zu der Welt, die *Antik* genannt wurde – aber alles, was sich in ihm befand, erinnerte an die weniger angenehmen Aspekte von Welten, deren Geschichte nicht zurückgeblieben war. Sie befand sich in der Mitte von Männern und Maschinen, die zu einer Kampfgruppe in Regimentsstärke gehörten, wie man sie neunzehnhundert Jahre später kannte.

Links von ihr arbeiteten Mechaniker an einer Reihe von vielleicht zwei Dutzend Strahlkanonen auf Raupenkettensystemen. Gepanzerte Flugwagen standen in Viererstaffeln zu ihrer Rechten, und kleinere Gruppen anderer Hilfsmaschinen nahmen den Rest des Arsenal ein. Die Geschützläufe, von Plastiküberzügen verhüllt, erinnerten an die bössartigen Schnauzen von Urwelttieren.

Die Männer trugen einheitlich graue Overalls und Feldmützen mit Ohrenklappen, dazu schwere Schnürstiefel, so daß man sich keinen größeren Gegensatz zu den kurzen Tuniken, Brustharnischen und Helmen der römischen Legionäre vorstellen konnte. Natürlich sprachen sie Englisch und nicht Latein.

Die Anwesenheit dieser Männer in dem verlassenem Palast der claudischen Favoritin auf dem Aventinischen Hügel verwirrte Elspeth so, daß sie wie in einem Traum den Weg zu dem eigentlichen Palast zurücklegte. Nie zuvor hatte sie auf einer der Missionen, die sie für Mr. Horelle und die Wächter erledigt hatte, eine derartige Ansammlung von Soldaten gesehen, die man von einer Welt in die andere hinübergeschleust hatte.

Wenn man wirklich militärischer Stärke bedürfte, ver-

schaffte man sich diese gewöhnlich dadurch, daß man eine Waffe aus irgendeiner anderen Welt in die richtigen Hände legte. So bewahrten die Wächter das kosmische Gleichgewicht der Kräfte zwischen den Myriaden von Erden des Universums.

Und dann wunderte sie noch etwas: gewöhnlich war es die Politik der Wächter, ihr Geheimnis unter allen Umständen zu wahren. Sie operierten normalerweise durch eine kleine Zahl von Lokalagenten, unterstützt von kleinen Trupps von zwei oder drei Spezialagenten. Nur wenige – sehr wenige – Individuen auf jeder parallelen Welt wurden für genügend stabil, intelligent und phantasievoll gehalten, daß man ihnen die Transition zwischen den Welten zutrauen konnte. Und hier gab es eine Streitmacht von ein paar hundert Offizieren und Mannschaften, die man kurzerhand auf eine Welt geschafft hatte, die, wenn man davon absah, daß sie in ihrer Entwicklung gehemmt war, dem ganz normalen Verlauf der Geschichte zu folgen schien. Elspeth kam aus dem Staunen nicht heraus.

Sie betraten eine schlecht beleuchtete Halle des beschlagnahmten Palastes, in dem einige elektrische Glühbirnen wie lebende Anachronismen von der Decke hingen. Elspeth ließ ihre Gedanken drei Monate in die Vergangenheit zurückschweifen und erinnerte sich an die Lagebesprechung mit Mr. Horelle.

Wieder hörte sie seine Stimme: „Elspeth, ich schicke Sie diesmal zum erstenmal allein hinaus.“

„Gut“, hatte sie geantwortet. Sie und Mack Fraser hatten bisher immer gemeinsam gearbeitet, wenn es darum ging, andere Welten zu besuchen.

Sie hätten sich vertragen wie Feuer und Wasser – anders war es zwischen zwei so grundlegend verschiedenen Charakteren nicht möglich. Elspeth hatte ein geschultes Empfinden für Schönheit und neigte dazu, oft auf den Flügeln ihrer Phantasie mit der instinktiven Liebe des Dichters für das Bizarre, das Bunte und das Exotische in eine Traumwelt zu entschweben.

Mack war ein ausgesprochen praktisch veranlagter Mensch – ein ehemaliger Boxchampion und Ingenieur, der immer in ganz klar abgegrenzten Begriffen dachte, und dessen häufige Erkenntnisse um so unerträglicher für sie waren, eben weil sie von einem solchen Menschen kamen. Als Mr. Horelle ihr den Auftrag gegeben hatte, nach Antik zu reisen, hatten sie und Mack sich gerade wieder einmal im Kriegszustand befunden – und das Ärgerliche für Elspeth daran war, daß sie in der Hitze des Konflikts völlig vergessen hatte, worüber dieser Krieg eigentlich ausgebrochen war.

„Diese Tür, bitte“, Sergeant Carhart griff nach ihrem Arm, als sie in Gedanken versunken an einer offenen Tür vorbeiging.

„Entschuldigen Sie, Sergeant“, stammelte sie etwas verlegen. Dann erinnerte sie sich an Mr. Horelles Warnung, ehe sie sich von ihm verabschiedet hatte.

„Ich möchte, daß Sie in erster Linie nach Anachronismen Ausschau halten. Ich hoffe, ich habe mich klar und deutlich ausgedrückt.“

„Natürlich, Sir“, hatte sie erwidert. „Und Mack kommt nicht mit?“

Mr. Horelle hatte den Kopf geschüttelt und mit einem

schwachen Lächeln erklärt: „Nein, Elspeth, er würde sich zwar sicherlich für Rom interessieren, aber für einen Techniker ist dort nicht viel zu holen – über die römische Baukunst wissen wir nämlich schon genug. Was wir verloren haben, ist ein Großteil ihrer Kultur, ihr täglicher Sprachgebrauch, die Art und Weise, wie sie dachten und fühlten.“

Das waren die Worte, die Elspeth am deutlichsten in ihrem Gedächtnis haften geblieben waren. Die Warnung erinnerte sie an Gnaeus Laconius und seine häufigen Hinweise auf Dinge, die er nicht wissen durfte.

Vielleicht war Gnaeus ein Bestandteil dieses irgendwie verschobenen Bildes; denn irgendeine Verschiebung mußte vorliegen, um diesen plötzlichen Aufmarsch von Militär zu erklären. Sie sah einen Mann in der Uniform eines Commanders hinter dem Schreibtisch aufstehen und ihr die Hand entgegenstrecken.

„Miß Marriner, Mr. Horelle hat mich gebeten, Sie von ihm zu grüßen. Ich bin Commander de Mestres, und ich hoffe, man hat Sie bereits über die Lage informiert. Es sieht unmöglich aus.“

2.

Elspeth versuchte, den Commander in eine Kategorie einzustufen. Seinem Akzent nach zu schließen, stammte er aus dem nordamerikanischen Mittelwesten. Sein Gesicht und seine Haltung waren die eines Berufssoldaten, ein Leben lang daran gewohnt, Befehle zu erhalten und zu erteilen. Und doch strahlten die empfindlichen Linien um seinen Mund, das wache Leuchten seiner Augen diesen ersten

Eindruck Lügen – ließen auf einen Mann schließen, der sich innerlich gegen die starre Routine seines Berufs auflehnte.

„Ich fürchte, ich muß Sie enttäuschen, Commander“, meinte Elspeth. „Ich habe, seit ich hier bin, überhaupt keine Nachrichten mehr erhalten – und das sind schon drei Monate.“

De Mestres beugte sich etwas vor, wobei die Orden auf seinem Uniformrock klirrten. Dann meinte er: „Seitdem ist eine ganze Menge passiert. Schade, daß Sie noch nichts davon gehört haben. Aber so ist es eben.“ Er sah sie lange an.

„Dann erzählen Sie es mir, Commander“, bat Elspeth. „Vielleicht kann ich Ihnen auch irgendwie helfen. Aber meine Mission war natürlich in erster Linie eine kulturelle.“

„Wie Sie wissen“, begann er, „ist allein schon die Existenz dieses anachronistischen Planeten etwas noch nie Dagewesenes.“ Als sie nickte, fuhr er fort: „Sie sind sich darüber im klaren, daß das eine wahre Fundgrube an unerschlossenen Bodenschätzen ist – eine Fundgrube in einem Ausmaß, wie sie noch keine andere Welt bisher gekannt hat.

Aber *Antik* scheint einen Gegenpol zu besitzen. Ich weiß nicht, ob Sie verstehen, was ich damit meine.“ Er strich sich eine graue Strähne aus der Stirn und lächelte. „Die Katastrophe, die zu dem heutigen Zustand auf *Antik* geführt hat, scheint in einem direkt entgegengesetzt liegenden Wahrscheinlichkeitssektor einen Gegeneffekt erzeugt zu haben. Dort verbrannte eine Anzahl von Welten zu Asche,

nachdem die Atmosphäre die direkte Sonneneinstrahlung nicht mehr dämpfen konnte.

Eine davon jedoch überlebte. Da sie praktisch ohne die letzte Eiszeit wegkam, entwickelte sie sich, wie es so schön heißt, sprunghaft. Mit anderen Worten, sie liegt jetzt schon praktisch in den letzten Zügen. Ein Großteil ihrer Landoberfläche ist seit Jahrhunderten demzufolge radioaktiv verseucht. Auch die Tatsache, daß die Wächter sie in letzter Zeit entdeckt haben, hilft nicht viel weiter. Der Name dieser Welt ist übrigens *Herzland*, denn nur in einem Areal, das etwa Westasien, Mitteleuropa und dem Mittelmeergebiet entspricht, hat sich Leben erhalten können.“

„Sozusagen eine Rückkehr in den Mutterleib“, sagte Elspeth atemlos.

De Mestres sah sie einen Augenblick verwirrt an und nickte dann. „Richtig“, pflichtete er ihr bei. „Von ein paar kleinen Variationen abgesehen, ist nur die Wiege dessen, was wir die „westliche Zivilisation“ nennen, übriggeblieben. Und um die Analogie fortzuführen, muß man noch sagen, daß das, was übrigblieb, ein Matriarchat ist. Als die Männer praktisch erledigt waren, bekamen die Frauen den Jammer satt und setzten sich selbst ans Ruder.“

„Das klingt wie eine ideale Welt“, sagte Elspeth ruhig.

Der Commander sah sie an und lächelte. „Sie können mir glauben, daß sie das nicht ist. Unsere Leute tun, was sie können, um Herzland wieder auf die Beine zu bringen, aber die ersten Agenten, die es besuchten, haben einige grundlegende Fehler gemacht. So wurde zum Beispiel ein Mann zum Lokal-Agenten gemacht.“

„Typisch Mann“, tadelte Elspeth. „Immer als selbstver-

ständiglich anzunehmen, daß die Männer regieren.“

„Und wenn Sie mir ein Bein ausreißen“, meinte de Mestres, „aber ich war nicht dort. Wir haben eben Pech gehabt. Hätten wir eine Agentin geschickt – aber das haben wir nicht.“

„Und dieses Herzland ist der Grund, daß Sie Militär nach Antik geschickt haben?“ erkundigte sich Elspeth und runzelte die Stirn.

„Richtig“, nickte der Offizier. Er seufzte. „Unsere Instrumente zeigen, daß sowohl auf Herzland als auch auf Antik Transitionstore in Betrieb sind, die den Wächtern nicht bekannt sind.“

De Mestres ließ ihr Zeit, darüber nachzudenken. Die Bedeutung dessen, was sie gehört hatte, war ungeheuer. Ein praktisch jungfräulicher Planet und eine jeglichen Rohmaterials entblößte Welt – und offene, den Wächtern unbekanntes Transitionstore auf beiden Planeten. „Sie meinen ...“ Die Ungeheuerlichkeit dessen, was sie zu sagen im Begriffe war, ließ sie zögern – „daß Herzland Antik plündert?“

„Genau das“, nickte de Mestres. „Meine Männer und ich sind hierhergeschickt worden, um dem Einhalt zu gebieten – notfalls auch mit Gewalt. Wir haben die Transition nachts auf einem der neuen U-Boote vom Z-Typ gemacht und flogen nachts hierher. Jetzt sind wir da und wollen mit der Arbeit anfangen. Höchstens eine Handvoll von meinen Leuten hat auch nur die leiseste Ahnung, was wir überhaupt tun wollen. Sie haben sich freiwillig für eine Expedition bei dreifacher Bezahlung gemeldet. Man hat sie in erster Linie nach ihrer Fähigkeit, den Mund zu halten, ausgewählt.“

„Das muß eine unglaubliche Transition gewesen sein“, sagte Elspeth. Vor ihrem geistigen Auge stellte sie sich das Innere des riesigen Unterseebootes vor; dazu die Finsternis, die man bei jeder Transition zwischen den Welten erlebt. Sie sah sein langes, schmales Deck, einen schmalen Streifen auf den nächtlichen Gewässern, während ein Flugwagen nach dem anderen in den Himmel aufstieg und in nördlicher Richtung mit gedämpftem Motor auf Rom zuflog. Plötzlich bemerkte sie, daß der Commander weitergesprochen hatte.

„... sich natürlich über die Schwierigkeiten unserer Aufgabe klar sein“, sagte er. „So lange wir keinen Hinweis auf die geheimen Tore oder irgendwelche illegalen Operationen bekommen, sind meine Männer an den Palast und seinen Hof gefesselt. Leider sind sie ganz normale Menschen. Sie wissen, daß sie sich in einer Stadt befinden, und sie wollen sie sehen. Einige von ihnen werden sie auch sehen. Ich habe es riskiert, heute nachmittag Sergeant Carhart zu Ihnen zu schicken, ganz einfach, weil ich selbst hier im Augenblick nicht weg konnte. Ich hatte Besuch vom hiesigen Agenten.“

„Plinius der Ältere?“ sagte Elspeth, und ihr Mund rundete sich zu einem erstaunten O. „Nach den Büchern, die ich in der Schule gelesen habe, war er ein furchtbarer alter Bücherwurm, der auch nie nur eine Sekunde Zeit für etwas anderes als seine Arbeit hatte. In Wirklichkeit ist er ein furchtbar netter alter Bursche, mit einer ganzen Herde von Sklavenschreibern, die unter seinem Namen schreiben.“

Der Commander lachte. „Ich muß gestehen, daß ich ein paar Minuten dachte, einen Schwindler vor mir zu haben“,

sagte er. „Er war wirklich sehr nett. Übrigens, Miß Marri-
ner, darf ich Ihnen einen Schluck Whisky anbieten?“

„Sie dürfen, und ich nehme an – wenn wir uns das näch-
ste Mal treffen“, erwiderte Elspeth prompt. „Mir hängt der
römische Wein so zum Halse heraus, daß ich wirklich ein
Jahr meines Lebens um einen anständigen Schluck Scotch
geben würde. Aber ich gehe heute abend zu einem Fest,
und da muß ich nüchtern bleiben.“

„Gut, beim nächsten Mal also“, sagte de Mestres und
zinkerte ihr zu. „Leider ist es allerdings Bourbon. In mei-
ner Welt ist Amerika nämlich nicht unter britischer Herr-
schaft wie in der Ihren.“

„Haben Leute wie wir denn eigentlich eine Heimat?“
fragte ihn Elspeth. Und dann, ohne auf eine Antwort zu
warten: „Ich nehme an, Sie werden mich jetzt auffordern,
meine Ohren offenzuhalten und mich umzuhören, was es
gibt.“

„Wenn Sie das nicht tun“, erwiderte der Commander,
„sind wir am Ende. Und wenn es einer Welt – Herzland –
gelingt, die Wächter zu betrügen und eine andere Welt zu
erobern, dann ist es mit dem ganzen kosmischen Kräfte-
gleichgewicht Schluß. Sie und Plinius sind die einzigen
Verbindungsleute, die wir hier haben – und denken Sie
daran, daß er Admiral ist.“

„Vergessen Sie auch nicht, Commander, daß es die Ma-
rine war, die Sie hierhergebracht hat“, scherzte Elspeth.
Und ehe de Mestres darauf antworten konnte: „Vielleicht
habe ich sogar einen Anhaltspunkt für Sie – er ist nur bis
jetzt so vage, daß ich noch nichts davon erwähnen möchte.
Jedenfalls habe ich einen sehr seltsamen menschlichen

Anachronismus gefunden.“

„Gut“, sagte der Commander, dessen Augen plötzlich aufgeleuchtet hatten. „Aber jetzt müssen Sie mir etwas über *Antik* erzählen, Miß Marriner. Denn Sie sind schon länger hier als jeder andere Agent – wie ist es hier?“

„Bis jetzt“, meinte sie langsam, „scheint Antik im großen und ganzen der Hauptwahrscheinlichkeitslinie zu folgen. Natürlich hat der Planet seine Eigenheiten. Die Etrusker sind stärker geblieben, und der Handel mit China ist intensiver als auf den meisten anderen Planeten in dieser Geschichtsepoche.“

Aber die Hauptlinie ist dieselbe. Sie hatten ihre Bürgerkriege: Marius und Sulla, dann Caesar und Pompeius und Octavius und Marc Anton gegen Brutus und Cassius, schließlich Octavius gegen Marc Anton und Cleopatra. Augustus legte den Grundstein zum Imperium, Christus wurde geboren, aber bis jetzt ist sein Einfluß noch nicht spürbar. Nero wurde vor zehn Jahren ermordet.

In der Stadt gärt es immer noch. Selbst unter Vespasian und obwohl Titus bald an die Macht kommt. Übrigens bin ich heute abend zu einem Fest bei Berenice Agrippina eingeladen, Titus wird auch kommen. Ich würde Sie gerne mitnehmen, aber ich werde anderweitig beschäftigt sein.“

Commander de Mestres blickte auf seine Armbanduhr und meinte dann: „Ich bringe Sie selbst zu Ihrer Villa zurück. Vielleicht ist es ganz gut, wenn ich mich in Rom etwas orientiere.“

„Danke, Commander“, sagte Elspeth und lächelte. „Aber Sie bringen am besten den Sergeanten und noch ein paar Männer mit. Es empfiehlt sich nicht, nach Einbruch der

Dunkelheit in Rom allein auf den Straßen zu sein.“

Zuerst führte sie ihr Weg durch das Zwielicht der schmalen römischen Straßen, dann wurden Fackeln angesteckt, als es um sie Nacht zu werden begann. Das Forum mit seinem atemberaubenden Hintergrund der Palatinschen Paläste und Tempel veranlaßte de Mestres zu schweigender Bewunderung.

Vor dem Eingang zu ihrer Villa verbeugte sich de Mestres tief vor ihr und hüllte sich dann in seine Toga. „Es war mir ein Vergnügen, Miß Marriner.“

„Marina Elspetia, bitte“, erwiderte sie auf lateinische.

„Entschuldigen Sie bitte“, erwiderte er akzentfrei in derselben Sprache. „Ich fürchte, ich bin etwas aus dem Häuschen.“ Und dann in englischer Sprache nach einem Blick auf die Sänftenträger und mit einer Geste, die die ganze Stadt einzuschließen schien: „Himmel, sind die klein. Ich dachte immer, die Römer wären groß gewesen.“

„Der durchschnittliche Römer ist einen Meter fünf und fünfzig“, erwiderte Elspeth. „Die durchschnittliche Römerin einen Meter fünfzig. Ich wirke hier wie eine Art Mißgeburt.“

„Aber eine sehr charmante“, sagte der Commander galant.

„Commander!“ erwiderte Elspeth. „Denken Sie an Ihre Frau und Ihre Kinder.“

„Jetzt nicht, wenn es Ihnen nichts ausmacht“, versetzte er lächelnd. Und dann wieder ernst: „Ich hoffe, daß Sie bald etwas finden. Der alte Plinius mag zwar ein heller Bursche sein, aber er kann bestimmt eine kleine Abweichung nicht von einem großen Zeitfehler unterscheiden,

oder meinen Sie?“

„Seien Sie sich dessen nicht so sicher“, antwortete sie. Dann winkte sie Sergeant Carhart noch einmal zu und eilte in ihre Villa. Einen Augenblick lauschte sie noch den gleichmäßigen Schritten der Soldaten, als sie wieder den steilen Abhang des Clivus Suburbanus hinuntermarschierten.

Sie fand Lamia an einem der schmalen Fenster des Atrium, wie sie ihrer Eskorte nachblickte. Als sie das Mädchen rief, zögerte diese und fragte schließlich: „Herrin, wo hast du so viele *große* Männer gefunden? Und hättest du sie nicht eine Weile hereinbitten können?“

„Du weißt, daß dafür keine Zeit ist, wenn ich rechtzeitig zum Fest kommen soll“, erwiderte Elspeth und musterte die kleine Sklavin.

„Fühlst du dich wohl, Herrin?“ fragte die Sklavin.

Elspeth lächelte und erklärte Lamia, daß sie sich wohlfühlte und jetzt gern ihr Bad genommen hätte. Bei der Kühle des römischen Abends war sie für die hohlen Fliesen dankbar, durch die ein Heißluftofen im Keller gleichmäßig Hitze verteilte – ein viel besseres System, als sie beinahe zweitausend Jahre später in englischen Landhäusern vorgefunden hatte.

Sie empfand es immer noch als irgendwie unbequem, unter den traurigen schwarzen Augen des nubischen Eunuchen zu baden, der ihr das Wasser in die Wanne goß, und sich anschließend von Lamia waschen und frottieren zu lassen. Doch so war es in Rom Sitte, und jede Abweichung von dieser Sitte brachte sie in Gefahr, ihre fremde Herkunft zu verraten.

Da der Anlaß ein besonderer war, hatte sie sich von Lamia ein weißes Leinenkleid mit reicher Goldbestickung vorbereiten lassen. Zeit zum Anprobieren hatte sie nicht gehabt, und einen Augenblick ärgerte sie sich, daß der gerade herrschenden Mode nach das Kleid mehr enthüllte als verbarg. Trotzdem gestand sie sich ein, daß sie eine gute Figur darin machte.

Sie hielt den Spiegel etwas zur Seite, um ihr Haar zu betrachten und seufzte. Elspeth war aschblond und hatte so feines Haar, daß es praktisch unmöglich war, es zu legen. Sie beklagte sich darüber bei Lamia, die erwiderte: „Ich würde hundert Sesterzen darum geben, solches Haar wie das deine zu haben – so seidig und so weich. Aber ich kann dir helfen. Wenn die Herrin sich setzen möchte ...“

Sie ging sofort an die Arbeit und tat mit Hilfe einer Anzahl von Kämmen und einer undefinierbaren Paste wahre Wunder – wenn Elspeth auch lieber nicht fragte, woraus diese Paste bestand. Die meisten römischen Schönheitsmittel waren in ihrer Zusammensetzung schrecklich vulgär ...

Nach einiger Zeit meldete ein Haussklave, daß die Sänfte angekommen war, die sie zu Berenices Palast bringen sollte. Lamia arbeitete schnell, weigerte sich jedoch entschieden, ihre Herrin gehen zu lassen, ehe sie mit ihrer Arbeit zufrieden war. Schließlich steckte sie den letzten Elfenbeinkamm fest und sagte: „So! Wenn du nicht aufpaßt, Herrin, kann es leicht sein, daß Prinz Titus selbst ein Auge auf dich wirft.“

„Damit mir einer von Berenices Favoriten die Kehle durchschneidet“, meinte Elspeth. Sie betrachtete sich noch einmal im Spiegel. „Du hast viel mehr aus mir gemacht, als

ich wirklich bin“, lobte sie Lamia.

„Oh, Herrin!“ widersprach die Sklavin, „wenn du die Frauen gekannt hättest, denen ich in dieser Villa schon gedient habe, würdest du das nicht sagen.“

Elsbeth kletterte in die schwere Sänfte, die auf der schmalen Straße auf sie wartete und überlegte, ob sie der Zofe gegenüber immer den richtigen Ton anschlug. So etwas konnte leicht gefährlich sein. Mack Fraser würde es jedenfalls mißbilligen.

Was mochte Mack wohl im Augenblick tun?

Als die Sänfte über das holprige Pflaster schwankte, dachte sie wieder über sich und die Stadt um sie nach. Für einen Menschen aus einer neunzehnhundert Jahre weiter fortgeschrittenen Welt mußten die Römer natürlich schockierend wirken. Ihr völliger Mangel an Gewissen, ihre offene Unmoral, ihre Käuflichkeit, ihre Liebe zur Gewalt – all das wirkte auf einen Menschen aus einer christlichen Kultur natürlich erschütternd.

Und doch steckte in ihnen eine Mentalität, wie sie Menschen, die von Beginn ihres Lebens an mit einem Schuld-komplex lebten, nie entwickeln konnten. Und die daraus entstehende Freiheit von Geist und Intellekt hatten Dichter wie Horaz und Sallust hervorgebracht und hatten wissenschaftliche Spekulationen wie die des Plinius überhaupt erst ermöglicht.

Sie dachte nach, was wohl geschehen mochte, wenn die Bewohner eines ausgepowerten Planeten ihnen ihre Bodenschätze raubten und damit in absehbarer Zeit auch ihren Lebenswillen. Der Gedanke war nicht schön, denn in Antik hatte sie eine Welt vor sich, deren Möglichkeiten beinahe

unbegrenzt schienen. Keine andere Erde war von den Wächtern in einem so frühen Entwicklungsstadium entdeckt worden. Unter der geschickten unsichtbaren Leitung von Mr. Horelle und seinen Nachfolgern und Kollegen könnte es möglich sein, ihr die schlimmsten Katastrophen von menschlicher Hand zu ersparen, wie Dschingis Khan, die Kreuzzüge und später Karl XII., Napoleon, Hitler und Stalin, die auf so vielen anderen Welten so großes Unheil angerichtet hatten.

Als die Sänfte sich ihrem Bestimmungsort näherte, ließ Elspeth von ihren Betrachtungen ab und bestaunte die Prätorianergarde mit ihren Fackeln – Männer, die für römische Begriffe hochgewachsen waren und durch ihre mächtigen Helme noch größer erschienen. Sie säumten auf eine Länge von hundert Metern zu beiden Seiten die Straße und hielten die neugierige Menge zurück. Elspeths Träger wurden gute zwanzig Minuten aufgehalten, so dicht war der Verkehr der Sänften und Karren.

Dies war ihr erstes Fest, an der ein Mitglied der kaiserlichen Familie teilnahm – wenn auch Berenice selbst sowohl mit den Claudiern als auch den Flaviern, allerdings auf höchst inoffizielle Weise, verbunden war. Im Wissen um die Tragödie, die dieser stolzen und doch anziehenden jüdisch-römischen Prinzessin bevorstand, fühlte Elspeth sich besonders zu ihr hingezogen.

Die Prinzessin erwiderte diese Zuneigung, und so war beinahe eine Art Freundschaft daraus geworden, die natürlich die kulturelle Mission gleichzeitig einfacher und komplizierter gemacht hatte, als Elspeth ursprünglich gewünscht hatte. Einfacher, weil Elspeth durch die Prinzessin

Zugang auch zu den höchsten Kreisen Roms hatte, schwieriger wegen der vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die das mit sich brachte.

Wenn Elspeth auch Berenices Palast schon mindestens ein dutzendmal betreten hatte, war sie doch nicht auf den Anblick vorbereitet, den er jetzt im Glanz eines Festes bot. Seine gewöhnlich kalt anmutenden Wände waren mit farbenfrohen orientalischen Teppichen von ungeheurer Größe behängt; die hohen, meist mit Säulen versehenen Räume, die gewöhnlich nach Sonnenuntergang düster wirkten, gleißten jetzt im Licht zahlloser Fackeln. Im Atrium wimmelten farbenfreudige Togen und Tunikas, vermischt mit kostbaren oder raffinierten Kleidern der Gäste – und auch die Diener und Sklaven waren in festlicher Pracht gekleidet.

Als Elspeth eintrat und ihre Stola einem kleinen, schwarzen Mädchen übergab, und sich dabei wie eine weißhäutige Riesin unter schwarzen Zwergen vorkam, spürte sie beinahe körperlich, welcher Haß von diesem Mädchen ausging. Sie lächelte, setzte sich und ließ sich von einer Sklavin die Frisur richten.

Langsam entspann sich um sie eine Unterhaltung – eine Unterhaltung, wie Frauen sie wohl seit den ersten Tagen der Menschheit geführt hatten.

Es wurde auch viel gelacht, aber weder Elspeth noch die Sklavinnen stimmten in das Gelächter ein.

Als sie ihre Toilette beendet hatte, ließ sie sich zur Gastgeberin führen.

Berenice Agrippina war nicht ganz so alt wie Elspeth, und an ihren weichen Zügen fiel besonders der breite

Mund auf. In ihrer Robe aus gesponnenem Silber wirkte sie wirklich königlich, und ihre Arme, ihr Hals, die Finger und das kohlschwarze Haar schimmerten vor Rubinen und Saphiren.

Als Elspeth vor ihr knickste, hieß die Prinzessin sie aufstehen und flüsterte ihr zu: „Bleib in meiner Nähe, Marina Elspetia – der Prinz wird bald kommen, und ich möchte, daß du ihn kennenlernst.“

„Bin ich denn eine gotische Prinzessin?“ erkundigte sich Elspeth und erinnerte sich dabei an Anekdoten um die romantischen Neigungen des Prinzen.

„Ich werde in der Nähe sein“, sagte Berenice. Elspeth hatte kaum die Plattform verlassen, als eine kräftige männliche Hand sie am Arm packte. Sie wandte sich um und erblickte Gnaius Laconius, der wie üblich von einer Wolke von Parfüm umgeben war.

Im Glanz seiner grellroten goldgesäumten Tunika, dem goldenen Gürtel und den gekünstelten Locken wirkte er nach Elspeths Meinung wie ein zurechtgemachter Hollywood-Star. Trotzdem unterdrückte sie den Wunsch, ihm ins Gesicht zu lachen und sah ihn mit Augen an, die – so hoffte sie – schmachtdend wirken sollten.

„Geliebte, wir müssen so schnell wie möglich gemeinsam hier weggehen“, flüsterten seine rot gefärbten Lippen an ihrem Ohr. „Ich habe die Sekunden gezählt, seit ich dich verlassen habe.“

„Du!“ spottete sie. Sie hatte wirklich noch nie etwas Abstoßenderes als diesen Mann gesehen.

„Was sollen diese Worte?“ erwiderte er. „Marina. Du mußt noch heute mein sein, oder ich sterbe. Ich erschieße

mich, wenn du nein sagst.“

Da war es wieder. Schußwaffen würde es erst in fünfzehnhundert Jahren geben, und wenn man bedachte, wie viele Anachronismen sie an Gnaius Laconius bereits festgestellt hatte und weiterhin den Bericht im Auge behielt, den Commander de Mestres über die Lage gegeben hatte, so schien es, daß man diesem Mann Aufmerksamkeit widmen mußte. So hauchte sie: „Später, Gnaius.“

Seine Stirn glühte. „Du meinst ... ich darf hoffen?“ flüsterte er.

„Ich meine, daß ich nachher mit dir gehe – aber noch nicht. Berenice möchte mich dem Kronprinzen vorstellen. Nachher ...“

3.

Der künftige Kaiser war nach römischen Begriffen von durchaus durchschnittlichem Wuchs. Dennoch hatte Elspeth, als er durch eine Doppelreihe sich verbeugender Höflinge auf die Gastgeberin zuschritt, den Eindruck von Größe. Vielleicht lag das daran, daß die anderen sich verbeugten, vielleicht an seiner befehlsgewohnten Art des Auftretens. Jedenfalls beherrschte der Kronprinz trotz seiner ein Meter fünfundfünfzig oder sechzig die ganze illustre Versammlung.

Er begrüßte Berenice äußerst freundlich und hob die tiefknicksende Prinzessin sofort auf, lächelte und nahm auf dem Thronsessel Platz, der ihn im Hintergrund der Plattform erwartete. Berenice, dunkel und elegant wie eine Tänzerin, glitt auf einen Stuhl neben dem Thron.

Das Fest begann beinahe unverzüglich. Elspeth, die für solche Lustbarkeiten noch nie viel übriggehabt hatte, fand ihre Tänzer ungeheuer langweilig.

Zum Glück schien aber Gnaius sich vorzüglich zu amüsieren. Elspeth beobachtete ihn unauffällig und konnte nicht glauben, daß das echt sein sollte. Und doch schien irgend etwas an diesem endlosen Ritual ihm zu gefallen, denn sie hatte zumindest für einen Augenblick vor ihm Ruhe.

Erleichtert wandte sie sich der Plattform zu und entdeckte, daß Berenice und ihr königlicher Geliebter verschwunden waren, offensichtlich durch die schweren Vorhänge hinter dem Thron, und so ihre Gäste allein gelassen hatten.

Ein kleines nubisches Sklavenmädchen schlüpfte durch die Menge, zupfte an Elspeths Kleid und flüsterte ihr zu: „Meine Prinzessin will, daß du mir folgst.“

Elspeth wandte sich um, um sich bei Gnaius zu entschuldigen, aber der verfolgte gerade mit sichtlichem Interesse die Verrenkungen eines äußerst weibisch wirkenden Säbeltänzers. Sie seufzte tief und ließ sich von dem kleinen Sklavenmädchen geschickt durch die Schar der Zuschauer zu einer vorhangverhängten Tür im Hintergrund des Saales führen. Zwei Prätorianer mit Piken bewachten sie.

Berenice und Titus waren dort, abgesehen von ein paar Sklaven, allein und ruhten nebeneinander auf einem Diwan, flankiert von Tischen mit Weinflaschen und dem unvermeidlichen Spanferkelbraten. Gekrönt wurde das Mahl von einem gerösteten Pfau, den man mit seinen natürlichen Federn verziert hatte.

Berenice winkte Elspeth zu. Als sie sich erneut vor dem

Kronprinzen verneigte, stellte sie plötzlich fest, daß sie die Prinzessin irgendwie beneidete, trotz der Tragödie, die ihr in allernächster Zukunft mit großer Wahrscheinlichkeit bevorstand.

Ihr eigenes Leben, trotz der Abwechslungen, die der Beruf des Wächters brachte, schien ihr im Vergleich nüchtern und banal.

Eine Hand auf die Schulter ihres königlichen Geliebten gestützt, sagte die Prinzessin: „Liebster, das ist meine neue Freundin, Marina Elspetia. Sie ist ein Schützling von Plinius dem Älteren und macht Gedichte, daß unsere besten Dichter sich vor ihr schämen müssen. Du wirst zugeben, daß sie schöner ist als alle Prinzessinnen von Gallien zusammengenommen.“

Titus musterte sie freundlich und meinte lächelnd: „Ich muß dir rechtgeben, Berenice, aber du hast vergessen, die Prinzessinnen von Britannien miteinzubeziehen. Sie gleicht ihnen mehr als den Gallierinnen, die ich kenne.“

Das war ein kleiner Verweis, so liebenswürdig es auch klingen mochte – seine Geliebte sollte sehen, daß sie nicht nur dem Hofklatsch nicht trauen durfte, sondern auch, daß solcher Klatsch nie alle Möglichkeiten einbeziehen konnte. Ein Schatten flog über das Gesicht der Enkeltochter von Salome.

Der Kronprinz sah es, lachte und küßte sie. Dann zu Elspeth gewandt, lächelnd: „Meine Prinzessin hat gut von dir gesprochen, Marina Elspetia. Vielleicht werde ich bald das Vergnügen haben, deine Verse zu hören – und zweifellos braucht Rom eine Sappho, die ganz ihm gehört.“

Elspeth knickte noch einmal und verließ den Raum

wieder. Sie war mit sich nicht zufrieden. Natürlich hatte Berenice es so eingerichtet, daß sie auf den Prinzen keinen Eindruck machte, aber Elspeth empfand auch selbst, wie wenig der Kaisererbe sich für sie interessierte. Natürlich würde Titus nicht den Zorn seiner Geliebten riskieren wollen, indem er Interesse für jemanden zeigte, der so offensichtlich einer gallischen Prinzessin glich – aber Elspeth war auch überzeugt, daß sein mangelndes Interesse echt und ungekünstelt war.

Gnaius erwartete sie. Er schien sich über ihr Weggehen geärgert zu haben. „Wann siehst du den Kronprinzen wieder?“ fragte er.

Elspeth hob die Brauen. „Aber Gnaius! Ist das nicht Sache des Kronprinzen? Schließlich sind wir doch beide seine Untertanen?“

„Eine rückständige Welt!“ fuhr Gnaius auf. Er griff nach ihrem Arm und führte sie aus dem Saal.

Elspeth war schon im Begriff gewesen sich zu weigern mit ihm zu gehen, aber dieser erneute Beweis für die fremde Herkunft des Dichters gab den Ausschlag. Eine kleine Eskorte von Prätorianern, die für solche Dienste bereitstand, brachte sie zu Gnaius weißer Stuckvilla auf dem caelischen Berg in der Nähe der alten Stadtmauer.

Das war Elspeths erster Besuch im Hause ihres „Geliebten“. Es war rund um einen pappelbestandenen engen Hof gebaut. Er führte sie in eine Art Wohnzimmer, das mit Tischen und Sofas ausgestattet war und dessen Fresken Szenen aus der römischen Mythologie zeigten.

„Carissima, du hast mich verlassen!“ Gnaius stand vor ihr und hielt ihr einen goldgeschmückten Weinkrug hin.

Sie lächelte und nahm einen kleinen Schluck – wieder dieser scharfe Marsala, den sie so wenig mochte – und reichte ihm den Krug zurück.

„Auf das, was wir lieben!“ rief er aus und nahm einen langen Zug. Dann setzte er den Krug ab und führte sie zu einem Diwan. „Wo bist du eigentlich, wenn du dich so völlig zurückziehst, Marina? Ich glaube, gerade das ist es, was mich so zu dir zieht.“ Er verstummte und seine Finger tasteten zögernd nach den ihren, zuckten aber gleich wieder zurück, als hätten sie Eis berührt.

„Erzähle mir von dir, Gnaius“, bat sie, bemüht, den Ekel nicht zu zeigen, den sie bei seiner Berührung empfand. „Ich weiß ja so wenig von dir. Wo ist dein Heim?“

„Mein Heim?“ Er lachte humorlos. „Mein Heim ist die Welt, eine Welt meiner eigenen Phantasie. Eine Welt, die ganz anders ist als dieser primitive Dschungel von Schwertern, Standbildern, Sklaverei und Dummheit.“

„Hübsch gesagt“, murmelte sie und fragte sich im stillen, wer denn wissen konnte, daß Rom primitiv war, wenn auch er von Antik stammte.

Die Zornesröte stieg ihm ins Gesicht, und seine Finger klammerten sich um ihren Arm. „Du machst dich über mich lustig, Marina. Das solltest du nicht tun. Ich kann nichts dafür, daß Frauen mir angst machen – du freilich am allerwenigsten.“

„Danke für diese netten Worte“, sagte Elspeth eisig und versuchte aufzustehen. Aber Gnaius hielt sie mit eisernem Griff fest. Seine Lippen näherten sich den ihrigen.

*

Später flößte Elspeth ihm mehr Wein ein und wartete, bis er einschlief. Er begann zu schnarchen.

Sie wartete fünf Minuten, um sicherzugehen, daß er wirklich schlief. Sein Atem ging regelmäßig. Sie zog vorsichtig ihren Arm unter seinem Kopf hervor und erhob sich leise.

Was sie eigentlich suchte, wußte sie nicht. Offensichtlich hatte Gnaius seine Sklaven weggeschickt oder sie nach unten in ihr Kellerquartier gesandt. All das war etwas, was ihn als Nichtrömer kennzeichnete, denn das Bedürfnis, für sich allein zu sein, war unter diesen Leuten praktisch unbekannt.

Gnaius regte sich im Schlaf, und Elspeth hielt den Atem an. Wenn Gnaius wirklich von Herzland stammte, würden sich zweifellos in seinem Besitz irgendwelche Gegenstände befinden, die ihn an sein Zuhause erinnerten, ein Gerät für den äußersten Notfall, irgend etwas, das ihm half, den Transitionspunkt wieder zu finden, durch den er hergekommen war.

Er konnte schwerlich das Tor von Messina benutzt haben. Hätte er das getan, hätten die Wächter davon erfahren, denn sie besaßen Geräte, die sämtliche Zeittransitionen durch alle bekannten Tore registrierten. Die Tatsache, daß jemand ein Tor benutzte, von dem die Wächter nichts wußten, rief Elspeth erneut ins Gedächtnis zurück, wie ernst die Lage war.

Wo, überlegte sie, würde Gnaius ein solches Gerät verborgen haben? Wahrscheinlich in seinem Schlafzimmer, um es sofort bei der Hand zu haben, sollte ein Notfall ein-

treten, während er schlief. Dank ihrer neugewonnenen Kenntnisse von römischer Innenarchitektur fiel es Elspeth nicht schwer, das Schlafgemach des Dichters zu finden. Es lag auf der anderen Seite des Hauses, und seine Fenster gingen auf den Hof hinaus.

Die Suche nahm eine Weile in Anspruch. Schließlich fand sie unter dem Bett eine Landkarte und zwischen den Falten einer Toga eine Waffe.

Die Karte war kein Produkt einer römischen Zivilisation ... Sie zeigte Flüsse und Seen und Wälder ohne die geringste Spur einer Straße, einer Stadt oder sonstiger Merkmale der Zivilisation. Sie war auf einem dünnen Plastikstoff gedruckt.

Bei der Waffe mußte es sich um eine Art von Strahlpistole handeln. Sie bestand aus einer stumpfschwarzen Legierung. Der Lauf war verhältnismäßig kurz und dünn. Offensichtlich hielt man sie in der Hand und feuerte sie durch Zusammendrücken ab. Sie vermutete, daß sie nur auf kurze Distanz wirksam war.

Elspeth brachte es fertig, die beiden Gegenstände in der blausilbernen Stola zu verstauen, die Gnaius über einen Stuhl gelegt hatte, als sie eingetreten waren. Ihr eigentliches Kleid bot gewiß keine Möglichkeit, etwas zu verstecken. Als sie diese Vorbereitungen beendet hatte, trat sie neben den Diwan, auf dem ihr Gastgeber schlummerte und blickte auf ihn herab.

„Gnaius, es wird spät. Ich glaube, ich gehe jetzt besser nach Hause“, meinte sie. Innerlich verfluchte sie die gesetzlosen Zustände der Stadt, die es ihr unmöglich machten, allein die Straßen zu passieren.

Er schlug die Augen auf und starrte sie an, ohne sie zu erkennen. Dann erhob er sich hastig und preßte den Saum ihres Kleides an die Lippen. Er sank aufs Knie. „Vergib mir ...“, begann er.

„Ja“, nickte sie und war kaum noch imstande, den Ekel zu unterdrücken, den er ihr einflößte. „Ich will jetzt nach Hause gehen.“

Er widersprach nicht und war auch höflich genug, sie zu begleiten – und das, obwohl er sich offenbar auf den nächtlichen Straßen auch nicht besonders sicher fühlte. Sie kamen ohne Zwischenfall bei ihrem Hause an, und Elspeth verabschiedete ihn an der Tür.

Lamia hatte sich im Atrium ihrer Villa auf einen griechischen Sessel gekuschelt und schrak auf, als Elspeth sie an der Schulter rüttelte. Sie staunte nicht wenig, als ihre Herrin ihr den Befehl gab, sofort eine Sänfte rüsten zu lassen. Es war unbedingt erforderlich, daß ihre Beute unverzüglich zu Commander de Mestres gelangte. Dies nicht nur, weil es wichtig war, keine Zeit zu verlieren, sondern auch, weil eine durchaus reale Möglichkeit bestand, daß Gnaius den Diebstahl entdeckte und mit seinen Sklaven anrückte, um ihr die Landkarte und die Waffe wieder abzujagen, die sie gestohlen hatte.

Während Elspeth sich umkleidete, weckte die Sklavin die Sänfenträger. Als sie ihre Toilette beendet hatte, warteten die Iberer mit der Sänfte im Atrium. Neben ihnen stand Lamia, eingehüllt in eine dunkelblaue Stola aus warmer Wolle.

„Biete, ich glaube, ich sollte dich begleiten, Herrin“, bettelte das Mädchen. „Es gehört sich nicht, daß du allein, nur

begleitet von diesen Männern, ausgeht – nicht um diese Stunde.“

Elspeth warf einen schnellen Blick auf ihre Sklaven, die mürrisch an den Tragstangen der Sänfte warteten. Noch nie zuvor, überlegte sie, waren sie ihr so wenig vertrauenerweckend erschienen. Dann musterte sie Lamia, die sie gespannt ansah. Wahrscheinlich beging sie jetzt einen großen Fehler.

Sie nahm das Mädchen beiseite und sagte mit leiser Stimme: „Lamia, wenn ich dich jetzt mitkommen lasse, mußt du mir versprechen, daß du schweigst, ganz gleich, wie seltsam das ist, was du sehen wirst. Und du darfst auch nichts anderes denken, als mir zu dienen. Verstehst du das?“

„Ich verstehe“, nickte das Mädchen mit beinahe einfältigem Ausdruck. „Ich danke dir, Herrin, daß du mich mitkommen läßt. Hier im Hause hätte ich mich nur um dich geängstigt.“

„Du wirst dich vielleicht noch mehr ängstigen, weil du mitgekommen bist“, warnte Elspeth. Sie gingen mit den Iberern auf die schmale Straße hinaus. Das Dunkel wurde von den Fackeln der Träger erhellt. Die beiden Frauen stiegen in die Sänfte, und Elspeth befahl dem ersten Träger: „Zu dem Palast auf dem Aventin, wo wir heute nachmittag waren. So schnell wie möglich.“

Der Sklave verbeugte sich, und sie machten sich auf den Weg. Einmal, als sie das Forum überquerten, hörten sie das Klirren von Eisen auf Eisen, gefolgt von einem Schrei – zweifellos dem Todesschrei eines Ermordeten. Elspeth schauderte und fühlte, wie Lamia sich enger an sie drückte,

aber keine der beiden Frauen sagte etwas.

Erst als sie das murcische Tor passiert hatten, wurden sie belästigt – und da kam der Angriff plötzlich und ohne Warnung. Ein Träger schrie auf, und die Sänfte stieß unsanft auf das Pflaster. Schnelle Schritte hallten rings um sie, gefolgt von einem heiseren Ruf und einem Schmerzensschrei.

Lamia brachte unter ihrer Stola ein Messer zum Vorschein und glitt aus der Sänfte. Sie ließ Elspeth allein. Wieder ertönte ein Schrei.

Plötzlich wurden die Vorhänge der Sänfte auseinandergerissen. Der flackernde Flammenschein einer auf dem Boden liegenden Fackel erhellte das Innere. Ein Mann schob den Kopf durch die Vorhänge – ein schmutziges unrasiertes Gesicht mit einer gebrochenen Nase und widerlich anzusehenden Pockennarben auf den Wangen. Ein Auge hatte der Mann verloren, das andere funkelte böseartig.

Elspeth zuckte zurück und wollte schreien – brachte aber keinen Laut hervor. In dem plötzlichen Schrecken schien sich ihr Gehör auf ein Mehrfaches verschärft zu haben, sie hörte jedes Scharren einer Sandale, jedes Knurren, jeden Atemzug in dem Kampf, der draußen jenseits des anderen Vorhanges immer noch tobte. Das Geschehen um sie schien wie unter einer Zeitlupe abzulaufen.

Aber ihre Gedanken hetzten sich. Während der einäugige Straßenräuber die Hand hob, die ein Stilett hielt, empfand sie einen Augenblick eisige Panik. Und dann wurde ihr plötzlich wieder bewußt, daß sie in Wirklichkeit ja keine hilflose römische Matrone war, die vor Schritten in der Nacht Angst hatte. Sie war eine selbständig handelnde

Agentin der Wächter, ausgewählt unter Hunderten von Millionen von Menschen und – wie es schien – auch durchaus geeignet, gefährliche Missionen auf parallelen Welten zu übernehmen.

Einen Augenblick bedauerte sie, daß sie die Strahlwaffe nicht mitgebracht hatte, die sie in einer eisernen Kasette in ihrem Schlafzimmer verwahrte. Dann, als die Hand und das Messer immer näher kamen, erinnerte sie sich plötzlich der seltsamen Waffe, die sie Gnaius Laconius gestohlen hatte – wenn es eine Waffe war. Sie griff unter ihre Stola und überlegte, daß sie das ja gleich wissen würde.

Ihre ganze Aufmerksamkeit galt jetzt dem Messer, das nur mehr wenige Zentimeter von ihrem Hals entfernt war. Das gierige Funkeln in dem einen Auge des Räubers galt offenbar nicht ihr, sondern den Juwelen, die er an ihr vermutete. Sie fühlte den seltsamen scheibenförmigen Griff der Waffe in ihrer Hand. Hoffentlich mußte nicht vorher irgendein Sicherheitsflügel umgelegt werden. Sie richtete den Lauf auf das ekelerregende Gesicht und drückte ab. Sie spürte, wie die kleine Scheibe in ihrer Hand zuckte, aber keine Flamme drang aus dem Lauf, und einen Augenblick war sie enttäuscht, daß Gnaius' Waffe versagt hatte – nicht verängstigt, nur enttäuscht. Zu viel war gleichzeitig geschehen, als daß sie logisch reagieren konnte.

Dann blickte sie wieder auf – und eisige Furcht griff nach ihr. Das häßliche Gesicht des Mannes war verschwunden. Sein Messer fiel auf ihre Stola, als er nach rückwärts zu Boden sank.

„Großer Gott!“ rief Elspeth in Englisch aus. Die Sänfte begann zu schwanken und sie spähte – ohne dabei die Waf-

fe aus der Hand zu lassen – durch die Vorhänge hinaus.

Lamia und die beiden überlebenden iberischen Sklaven waren von einem halben Dutzend verkommener Banditen umgeben, deren Messer im Licht ihrer Fackeln blitzten. Mehrere tot am Boden liegende Banditen bewiesen ihr, daß ihre Sklaven durchaus entschlossen waren, sie notfalls auch unter Einsatz ihres Lebens zu verteidigen. Sie huschte um die Sänfte herum und preßte Gnaius' Waffe dem ihr am nächsten stehenden Banditen in die Seite. Er schrie auf, als der Strahl ihn traf und sank dann zu Boden.

Ehe die Banditen zur Besinnung kamen, hatte Elspeth ihr nächstes Opfer gefunden, während ein weiterer Räuber unter einem Schwertstreich eines der Iberer zu Boden ging. Als die noch übrigbleibenden Angreifer sich plötzlich in der Minderzahl fanden, flohen sie unter lauten Schreien in die Nacht.

Elspeth schob die Waffe wieder in ihr Versteck und meinte dann:

„Den Rest des Weges werden wir zu Fuß zurücklegen. Gehen wir. Noch sind wir nicht außer Gefahr.“

Einer der beiden überlebenden Iberer war verwundet, und Elspeth wickelte ihm einen Streifen Tuch um den Oberarm, um den Blutstrom zu stillen – ein Samariterdienst, den der Sklave mit stoischer Ruhe ertrug und der Lamia mit Bewunderung erfüllte.

Die Sklavin hatte ihr Messer an der Tunika eines der toten Räuber abgewischt und hob jetzt eine der noch immer flammenden Fackeln auf, um sie dem zweiten Iberer zu reichen. Als sie sich dem aventinischen Palast näherten, schritt sie dicht neben ihrer Herrin und musterte diese von

Zeit zu Zeit ehrfürchtig.

„Weshalb siehst du mich so an?“ erkundigte Elspeth sich schließlich.

„Wie du Janisius vor dem Verbluten bewahrt hast!“ rief sie aus. „Und wie du die Banditen mit deinem schwarzen Blitz gefällt hast, Herrin, du hast mir nicht gesagt, daß du eine Hexe bist!“

Elspeth mußte unwillkürlich über den verweisenden Ton der Sklavin lächeln. „Keine Angst, Lamia“, meinte sie. „Du hast noch viel zu lernen.“

„Das habe ich nicht geglaubt“, meinte das Mädchen ungläubig. „Wenigstens bis jetzt nicht.“ Und erst jetzt wurde Elspeth klar, daß nach Ansicht eines Römers eine Hexe keineswegs ein altes Weib auf einem Besenstiel war, sondern eher den Rang einer Göttin einnahm. Der Gedanke verlieh ihr wieder Auftrieb.

4.

Während des ganzen Handgemenges auf der Straße hatte Lamia keine Spur von Angst gezeigt. Als sie aber das Innere des Palastes betreten hatten, drängte sie sich an Elspeth und murmelte in ihrer Muttersprache irgendeine Beschwörung zu ihren pamphyllischen Göttern. Die riesigen Kriegsmaschinen, die Größe und die Uniformen der Wachposten, die fremdartigen Worte, die Elspeth mit dem wachhabenden Unteroffizier wechselte – sie alle taten das ihrige, Lamia mit Angst und Schrecken zu erfüllen.

Erst als Sergeant Carharts kantiges Gesicht im Scheinwerferkegel einer Taschenlampe erschien, beruhigte sie

sich etwas. „Ah, der Sklave von heute nachmittag“, lächelte sie.

Offensichtlich waren die Lateinkenntnisse des Sergeanten nicht so schlecht, wie Elspeth angenommen hatte. Er wirbelte nämlich ärgerlich herum und versuchte vergeblich auf Lamia einzureden. Dann meinte er zu Elspeth gewandt: „Miß, sagen Sie dieser Person, daß ich kein Sklave bin!“

Elspeth klärte die Situation schnell, worauf das Mädchen den Sergeanten mit neuem Interesse und Respekt ansah. Nachdem für den verwundeten Iberer gesorgt war, gingen sie in den Palast, wo Elspeth die Landkarte und den kleinen Strahler, der ihr so gute Dienste geleistet hatte, unter ihrer Stola hervorholte.

Lamia brachte mit einem kleinen Schrei ein Gegenstück dazu zum Vorschein. „Hier, ich habe auch noch so etwas, wenn du es willst, Herrin.“

Elspeth runzelte verblüfft die Stirne und fragte: „Wo hast du das her?“

„Oh, ich habe es einem dieser Barbaren weggenommen, der dich ermorden wollte, Herrin“, antwortete das Mädchen. „Er wird es nicht mehr gebrauchen. Ein seltsames Ding.“

„Du weißt gar nicht, wie seltsam“, erwiderte Elspeth und schauderte, als sie sich die Zusammenhänge vergegenwärtigte. Sie ließ das Mädchen draußen warten, während sie Commander de Mestres Büro betrat, wo dieser bereits bei einer Tasse Kaffee auf sie wartete. Sie erstattete mit kurzen Worten Bericht über die Vorkommnisse der letzten Stunden.

„Offensichtlich hat Ihr Freund Gnaius Laconius den An-

griff geplant – oder jemand anderer, dem er den Diebstahl gemeldet hat“, meinte der Commander. „Was denken Sie?“

„Ich vermute, daß jemand anderer dahintersteckt“, kam die Antwort. „Was ich nicht verstehe“ – Elspeth schauderte und hielt einen Augenblick inne – „ist, warum diese Banditen ihre Waffen nicht gegen uns eingesetzt haben, wo sie sie doch schon hatten.“

De Mestres sah sie nachdenklich an, schlürfte seinen Kaffee und schnitt eine Grimasse, als er sich die Zunge verbrannt hatte. „Wahrscheinlich“, meinte er, „waren nur die Anführer der Gruppe so bewaffnet. Sie sagen, daß der Angriff offenbar planmäßig verlief, bis Sie ihnen mit ihrem Strahler in die Flanke fielen?“

Elspeth nickte, und er fuhr fort: „Wahrscheinlich ist er gar nicht auf die Idee gekommen, daß Sie mit einer solchen Waffe umzugehen wüßten.“ Er sah den Strahler mißbilligend an und fügte hinzu: „Sieht richtig böse aus, nicht?“

„Meinen Sie, daß das eine Waffe von Herzland ist?“ erkundigte sich Elspeth.

De Mestres hob sie vorsichtig auf. „Nach allem, was wir von ihrer Kultur wissen, könnte das leicht sein“, meinte er. Er erhob sich hinter seinem Schreibtisch und setzte hinzu, „aber das werden wir gleich genau wissen.“

Er schloß einen rechteckigen Metallkasten auf, der auf einem Tisch an der Wand stand und holte einen Transitionsmesser heraus. Als Elspeth das Instrument sah, beugte sie sich interessiert vor. Sie war mit der Wirkungsweise dieses wunderbaren Instruments wohl vertraut. Jede der Myriaden von Erden, die parallel zueinander existierten,

hatte einen Atomaufbau, der sich ganz geringfügig von allen anderen unterschied – sozusagen ein Stempel, der immer derselbe blieb, ganz gleich, wie oft ein Gegenstand oder eine Person von einer solchen Welt auf eine andere versetzt wurde.

Plötzlich fluchte de Mestres wild, und Elspeth fragte, was denn los sei. Der Commander drehte sich zu ihr um und meinte: „Offensichtlich ist Herzland erst vor so kurzer Zeit entdeckt worden, daß sein Atommuster noch gar nicht registriert ist. Wir werden also lediglich feststellen können, ob diese Waffe von Antik stammt oder nicht.“

Das war natürlich nicht der Fall. Und da das Atommuster der Waffe überhaupt nicht mit dem Register übereinstimmte, waren sowohl Elspeth als auch der Commander der Ansicht, daß die beiden Waffen doch von Herzland stammten. Sie traten an den Schreibtisch zurück, wo de Mestres die Karte entfaltete, die Elspeth Gnaius Laconius gestohlen hatte.

„Haben Sie eine Ahnung, wo das sein könnte?“ erkundigte sich Elspeth.

De Mestres schüttelte den Kopf. „Nein ... tut mir leid. Aber ich habe hier einen Mann, der einen Großteil von Europa auswendig kennt. Und in Europa dürfte das hier ja sein. Ich vermute irgendwo in Westdeutschland. Dort ist eine Menge Wald.“

Ein paar Augenblicke später trat ein junger Hauptmann, mit einem Pyjama und einer Uniformjacke bekleidet, ein und rieb sich die Augen. Er musterte zuerst Elspeth und goß sich dann eine Tasse Kaffee ein. Elspeth, die Kaffee nicht ausstehen konnte, fragte sich im stillen, wann sie je-

mals eine anständige Tasse Tee bekommen würde.

Hauptmann Johnson – er sprach übrigens gedehnt wie ein Texaner – bewies seinem Commander schnell, daß er sich geirrt hatte. Nachdem er sich ein paarmal über das stoppelige Kinn gestrichen hatte, meinte er: „Das sieht wie Schlesien aus. Ich werde nachsehen.“

„Das Rheinland könnte es nicht sein?“ fragte de Mestres.

„Nein. Tut mir leid, Commander, aber dieser Fluß kommt mir bekannt vor.“ Auf seine Bitte wurde eine Generalstabskarte von Schlesien hereingebracht, und Hauptmann Johnson lokalisierte das auf der gestohlenen Karte angegebene Gebiet. „Dieses Kreuz hier“, erklärte er, „liegt etwa neun Kilometer nördlich dem Zusammenfluß von Oder und Neiße. Ein Stück südöstlich von Breslau. In der Nähe von einem kleinen Städtchen namens Brieg.“

Er hielt inne und betastete die Karte. Dann fügte er hinzu: „Ich wollte, unsere wären auch auf solchem Zeug gedruckt.“

„Danke, Johnson“, nickte de Mestres. „Das wäre alles.“

Der Hauptmann zog sich widerstrebend zurück, nicht ohne Elspeth, die sich im stillen gestand, daß ihr die Bewunderung guttat, noch einmal aus großen Augen angestarrt zu haben. Als Johnson gegangen war, meinte de Mestres: „Ich glaube, wir sollten uns dieses Gebiet näher ansehen. Was halten Sie davon?“

„Vielleicht sollten wir den Lokal-Agenten verständigen“, meinte sie.

„Ich glaube, dafür haben wir keine Zeit“, antwortete de Mestres. „Nach dem Erlebnis, das Sie soeben hatten, glaube ich, werden Sie den sprichwörtlichen Braten bald rie-

chen. Ich werde ihn natürlich verständigen – aber ich habe das Gefühl, daß wir uns gleich aufmachen sollten.“

„Warum vergewissern wir uns eigentlich nicht mit dem Transitionsmesser“, schlug Elspeth vor. „Ich fürchte, Sie haben, was Plinius angeht, recht. Er ist im Augenblick mit der Flotte bei Misenum.“ Sie sah de Mestres zu, während dieser das Instrument als „Spürhund“ einsetzte.

„Stimmt schon, ganz richtig“, meinte er ein oder zwei Minuten später und deutete auf die Skala des Gerätes. „Richtung und Entfernung stimmen – Nord-Nordost und etwa tausend Kilometer Distanz.“

Er blickte auf die Uhr, fluchte halblaut und meinte dann: „Es ist jetzt kurz vor Sonnenaufgang. Ein Flugzeug läßt sich nicht mehr ausschicken. Man würde es ganz bestimmt sehen. Wir müssen bis zum Abend warten.“

„Das sollte noch früh genug sein“, meinte sie, „es sei denn, die Herzländer haben selbst Radio oder Flugzeuge.“

„Wir wissen nicht, was sie haben“, antwortete de Mestres, der erregt auf und ab schritt. „Und außerdem wüßte ich gar nicht, wen ich schicken sollte. Ich selbst möchte im Augenblick hier nicht weggehen und ich bin der einzige, der sich genügend gut auskennt.“

„Und was ist mit mir?“ erkundigte sich Elspeth prompt. „Ich kann einen Flugwagen steuern.“

Der Commander blieb stehen und musterte sie, als sähe er sie zum erstenmal. „Das machen diese verfluchten Kleider“, meinte er. „Ich sehe Sie immer nur als römische Matrone.“ Er zögerte und setzte dann hinzu: „Ich verlange ja nicht gerne von Ihnen, daß Sie Ihr Leben riskieren, aber wenn Sie wirklich meinen, daß Sie es schaffen könnten –

es ist schließlich ein Notfall.“

„Ich habe schon mehr schwierige Fälle behandelt“, meinte Elspeth ruhig. „Und angesichts dessen, was geschehen ist, bin ich wahrscheinlich unterwegs in größerer Sicherheit, als wenn ich hier in Rom herumsitze und auf den zweiten Mordversuch warte.“

„Am besten bleiben Sie gleich hier“, schlug der Commander vor und drückte auf einen Knopf. „Ich werde dafür sorgen, daß Sie und Ihre Zofe ein Zimmer zugewiesen bekommen. Übrigens, ich hoffe, sie hat vor meinen Männern keine Angst.“

Elspeth mußte lachen – sie konnte einfach nicht anders. Der Gedanke, daß Lamia vor einem Mann Angst haben sollte! Der Commander sah sie verblüfft an und nickte abwesend, als sie sich entschuldigte. „Ich könnte ja Johnson mitschicken, wenn es Ihnen recht ist. Er ist der beste Flieger und Navigator, den ich habe.“

„Das wäre schön“, nickte Elspeth. Und dann: „Übrigens, Commander, unterstehe ich Ihrem Kommando, oder wie ist das?“

Er sah sie lange an und erklärte dann: „Nach Mr. Horelle haben wir beide etwa die gleichen Kompetenzen, wir sollen zusammenarbeiten.“

„Ist mir ein Vergnügen, Commander“, lächelte sie. Er streckte ihr plötzlich die Hand hin, und sie griff danach.

Zwei Feldbetten wurden in einem der kleineren Räume des langsam zerfallenden Palastes aufgestellt, und Lamia äußerte sich entzückt, wie wunderbar weich die Betten seien. Schließlich entschied sie sich jedoch, auf dem Boden zu schlafen, um am Morgen nicht mit Rückenschmerzen

aufzuwachen.

Lamia sah ihre Herrin mit geweiteten Augen an und meinte schließlich: „Herrin, diese Männer sind Soldaten – aber Soldaten von einer Art, wie die Welt sie noch nie erblickt hat. Sie könnten Rom zerstören oder erobern – ich glaube, mit ihren Waffen würden sie nur einen Tag dazu brauchen.“ Sie schauderte. „Herrin, es geht mich vielleicht nichts an – aber warum sind sie hier?“

„Um deine Welt vor fremden Eindringlingen zu schützen“, erklärte Elspeth dem Mädchen. „Vergiß nicht, daß du mir Schweigen versprochen hast. Und dein Herr weiß auch von unserem Plan. Er würde dich auspeitschen lassen, wenn du auch nur ein Wort von dem verrätst, was du hier siehst.“

Lamia lächelte nur geringschätzig. Offenbar, entschied Elspeth, war Plinius der Ältere kein allzu strenger Herr. Dennoch fühlte sie instinktiv, daß man dem pamphyllischen Mädchen trauen konnte. Und im übrigen war es jetzt höchste Zeit, daß sie ein paar Stunden schlief, solange sie noch Gelegenheit dazu hatte. Es stand ihr eine lange Nacht bevor.

*

Commander de Mestres weckte die beiden Frauen erst gegen Mittag. Er schickte Sergeant Carhart, um an ihre Tür zu klopfen. Lamia öffnete. Elspeth hörte, wie der Sergeant sagte: „Hallo, Kleines, da sind ein paar Klamotten, die ich für dich und die Dame aufgetrieben habe. Hoffentlich sind sie nicht zu groß.“

„Was sagst du?“ erkundigte sich Lamia in Latein, und der Sergeant begann mühsam zu stammeln. Elspeth hieß das Sklavenmädchen die Kleider anzunehmen und versicherte dem Sergeanten dann in Englisch, daß es gut wäre, und daß sie beide gleich kommen würden.

Lamia war von der Kleidung gleichzeitig fasziniert und abgestoßen. Sie hielt sich die Hose eines Kampfanzeuges an den Leib und stellte fest, daß sie ihr beinahe vom Hals bis zu den Fußsohlen reichte. „Barbarische Kleidung!“ rief sie aus. „Aber sieh nur, wie gut geschneidert sie ist. Und wie leicht!“

Ohne nachzudenken, holte sich Elspeth eine Zigarette aus der Packung, die Sergeant Carhart vorsorglich in die Brusttasche der Uniform gesteckt hatte und zündete sie an.

„Herrin!“ rief das Mädchen. „Du brennst!“

„Ich rauche nur“, meinte Elspeth und nahm einen tiefen Zug. Das war ihre erste Zigarette seit drei Monaten. Offensichtlich war Commander de Mestres kein Raucher, und sie selbst war zu aufgeregt und zu sehr daran gewöhnt, ohne Zigaretten auszukommen, daß sie ihn nicht schon vorher darum gebeten hatte. „Zieh dich nur an“, hieß sie das Mädchen.

„Ich lasse lieber meine eigenen Kleider an“, erwiderte Lamia nachdenklich. „Herrin, du bist groß und blond, und das Graublau steht dir gut zu Gesicht. Ich würde wahrscheinlich wie ein Mastschwein darin aussehen.“

„Wie du meinst“, meinte Elspeth und suchte vergeblich nach einem Spiegel, um sich darin zu betrachten. Sie hatte das Gefühl, daß sie die Uniform kleidete, wenn ihr auch an und für sich militärische Kleidung neu war. Aber wenig-

stens stammte sie aus ihrer eigenen Zeit, wenn auch nicht von ihrer eigenen Welt. Sie nahm sich vor, Commander de Mestres, wenn sie ihn zum nächstenmal sah, zu fragen, von welcher Welt er kam.

„Herrin“, meinte Lamia mit klagender Stimme, „ich will zwar nicht sagen, daß ich irgend etwas hier verstehe – aber ich sehe jedenfalls, daß du eine ungeheuer mächtige Hexe bist.“

„Ich bin keine Hexe“, sagte Elspeth und ließ die Asche ihrer Zigarette auf den Boden fallen. „Ich bin nur – nun sagen wir, ich komme von weither. Im übrigen bin ich eine ganz normale Frau wie du.“

Die Augen der Sklavin waren weit aufgerissen. „Und diese seltsame Sprache, die du sprichst – was ist das?“

„Wir nennen sie ‚Englisch‘“, erklärte Elspeth.

„Dann mußt du von Britannien kommen“, überlegte Lamia, sichtlich erfreut, endlich eine verständliche Erklärung gefunden zu haben. „Vielleicht aus den seltsamen Provinzen im Norden. Man sagt, daß es dort viele blonde Frauen gibt.“

„Lassen wir es dabei, daß ich von sehr weit komme“, erklärte Elspeth. „Und jetzt wollen wir sehen, daß wir etwas zu essen bekommen.“

Zu Lamias sichtlicher Enttäuschung gestattete man es ihnen nicht, ihr Essen mit den Soldaten gemeinsam einzunehmen, sie aßen vielmehr im Büro des Commanders und wurden dort von Sergeant Carhart bedient.

Lamia staunte natürlich über die fremdartigen Speisen, machte aber kein besonderes Aufhebens davon.

Als sie gegessen hatten, bat Elspeth, ihren verwundeten

Sänftenträger besuchen zu dürfen, den sie zwar sichtlich verwirrt, aber sonst guter Dinge in einer provisorisch eingerichteten Krankenstation am anderen Ende des Palastes vorfand. Die beiden Iberer begrüßten sie mit beinahe erschrecktem Ausdruck, und Lamia, die nach ihren Begriffen konventioneller bekleidet war, mußte sie zuerst beruhigen und ihnen erklären, daß alles in Ordnung sei.

„Sie glauben, sie sind tot und in den Himmel versetzt“, erklärte die Sklavin Elspeth, nachdem sie die Krankenstation verlassen hatten. „Sie glauben, daß das Licht, das sie hier sehen, vom Himmel gestohlen ist.“

„Und was glaubst du?“ fragte Elspeth das Mädchen.

Lamia zuckte die Achseln und meinte: „Ich habe es aufgegeben, etwas zu glauben. Ich versuche nur zu lernen und zu sehen. Und ich bin froh, daß du hier bist, um mich vor allem zu beschützen, das ich nicht verstehe oder kenne.“

„Ich lasse dich heute abend eine Weile allein“, erklärte Elspeth. „Während ich weg bin – mache keinen Unsinn, es wird dir niemand etwas zuleide tun – kümmerst du dich um die beiden Sänftenträger.“

*

Den Rest des Nachmittags verbrachte sie hauptsächlich mit Hauptmann Johnson und dem Commander, um die Pläne für die Reise nach Schlesien auszuarbeiten. Sie kamen schließlich überein, daß sie unmittelbar nach Einbruch der Dunkelheit mit einem leichten Flugwagen starten und bei Morgengrauen zurückkehren sollten – oder, wenn es sich nicht anders einrichten ließ, bis zur nächsten Nacht warten,

um nicht Italien untermals zu überfliegen. Man würde ihnen niemand nachsenden, es sei denn, sie sollten nach sechsunddreißig Stunden noch nicht zurückgekehrt sein.

„Geht in Ordnung“, nickte Elspeth, die eine Zigarette im Mund hielt. „Und wie ist es nun mit dem Flugweg? Das ist wohl Ihre Sache, Hauptmann.“

„Sie können mich ruhig Bill nennen“, meinte der Flieger mit einem jungenhaften Lächeln. Elspeth warf Lamia einen schnellen Blick zu, die schweigend und verständnislos auf einem niedrigen Sessel hockte.

Nach einem reichlichen Abendessen, bestehend aus Filetsteak und Pommes frites, starteten sie und Hauptmann Bill Johnson in einem Flugwagen, dessen dünne Panzerung und Raupenkettens ihn als Kampffahrzeug kennzeichneten. Ehe sie vom Boden abhoben, meinte der Commander zu Elspeth gewandt: „Versuchen Sie bis morgen wieder hier zu sein. Viel länger kann ich meine Leute nicht mehr zusammenhalten. Sie möchten, daß etwas geschieht.“

„Das werden sie noch früh genug erleben“, meinte die Agentin. Sie kletterte in die Kanzel und setzte sich neben den Hauptmann. Dann winkte sie durch eine Luke Lamia zu, die sie verständnislos anstarrte und offensichtlich mit dem Schlimmsten rechnete.

Bill drückte auf den Startknopf, und Elspeth konnte das leichte Vibrieren fühlen, als die Rotoren über ihnen zu kreisen begannen. Sobald sie die Stadt hinter sich gelassen hatten, würde der Pilot den Düsenantrieb einschalten, und die Helikopterflügel würden sich in das Kabinendach über ihnen falten. Alles in allem, so entschied Elspeth, war es ein sehr hübsches Fahrzeug und offensichtlich weiter ent-

wickelt als sein Gegenstück auf ihrer eigenen Welt. Aber dann war ihre Welt natürlich im Augenblick auch nicht mit Krieg bedroht.

Sie starteten sanft, und als sie hinunterblickte, sah Elspeth Lamia verwirrt dastehen. Sie hatte den Mund weit aufgerissen und verängstigt beide Hände gehoben. Elspeth sah, wie Sergeant Carhart hinter das Mädchen trat und ihr beruhigend den Arm auf die Schulter legte. Sie lächelte – Lamia würde schon zurechtkommen.

Sie flogen planmäßig in östlicher Richtung und überquerten somit nur die südlichen Vorstädte. Selbst aus dieser Perspektive war Rom eindrucksvoll. Das Forum war wie ein Vulkan erleuchtet und seine Fassaden reflektierten den gelben, weißen oder rötlichen Schein der riesigen Fackeln, deren rauchige Flammen den Platz erhellten.

Bald aber war die Ewige Stadt nur mehr ein winziger Lichtfleck hinter ihnen, als Bill Johnson den Flugwagen über den Gebirgsrücken der Appenninen zog, ehe er nördlichen Kurs einschlug. Sie überflogen die Adria, Illyricum und Pannonia mit Kurs auf die nördlichen Wälder dieser primitiven Welt.

In einer Höhe von zweitausend Metern schaltete Johnson den Düsenantrieb ein, und damit schien die Welt um ihn zu versinken. Die Agentin blickte zu den Sternen auf und fragte sich, wie es wohl sein würde, zu den Sternen zu fliegen.

Nicht, daß das bisher jemand auf irgendeiner der bewohnten Welten gelungen wäre. Auf einigen der etwas weiter fortgeschrittenen Parallelerden war zwar der Weltraumflug im beschränkten Maße realisiert worden, aber

wirtschaftlich gesehen hatte das noch keine besonderen Folgen gezeitigt.

„Worüber denken Sie jetzt nach, Elly?“ erkundigte sich Hauptmann Johnson und riß sie damit aus ihrem Traum.

„Oh“, antwortete sie, „ich habe gerade daran gedacht, wie es sein müßte, wenn man die Sterne besuchen könnte.“

„Dort würde es mächtig heiß sein“, meinte Johnson. „Fehlt Ihnen auch nichts?“ erkundigte er sich besorgt.

Elsbeth lachte. „Machen Sie sich meiner wegen keine Sorgen – ich war früher Dichterin, ehe ich in diese Sache hineinschlitterte.“

Das schien ihm förmlich angst zu machen. „Eine Dichterin! Aber was beim Teufel kann eine Dichterin ...“ Der Rest des Satzes war unverständlich.

„Ich weiß“, meinte sie. „Das wirkt seltsam auf Sie. Aber manchmal haben gerade Dichter die richtige Perspektive und sehen die Menschen so, wie sie wirklich sind. Und Menschen gibt es auf fast allen Welten.“

„Unter diesem Aspekt habe ich es bisher nicht betrachtet“, sinnierte der junge Hauptmann. Dann schien ihm plötzlich bewußt zu werden, daß er vielleicht nicht besonders taktvoll gewesen war, und er wechselte das Thema. „Als ich Sie gestern nacht mit dem Commander sah, dachte ich zuerst, er wäre vielleicht verrückt geworden. Als ich Sie sah, dachte ich, Sie wären vielleicht eine von den Frauen aus der Stadt. Als ich dann hörte, daß Sie Amerikanisch sprachen, wurde mir wieder besser.“

Elsbeth lachte. „Es wird Sie vielleicht interessieren, daß ich eine britische Untertanin bin. In der Welt, aus der ich komme, gehören die Vereinigten Staaten zum Britischen

Commonwealth.“

In der Kabine herrschte Schweigen. Dann meinte der Texaner langsam und gedehnt: „Ich glaube, ich muß mich noch an eine ganze Menge gewöhnen. Wissen Sie, das ist nämlich das erste Mal, daß ich auf eine andere Welt gesprungen bin, und das ist irgendwie komisch.“

„Ich verstehe“, meinte Elspeth etwas freundlicher gestimmt. „Und eine Transition über ein U-Boot muß ziemlich aufregend sein. Das ist eine Methode, die ich bisher noch nicht aus der Praxis kenne.“

„Elly, es war wirklich schrecklich“, meinte Bill Johnson. Er schilderte ihr sein Erlebnis. Unterdessen flog ihre Maschine über die nackten Felsen des nordwestlichen Balkans auf ihren Bestimmungsort zu.

Bei voller Schubleistung vermochte der Flugwagen eine Geschwindigkeit von etwa sechshundert Stundenkilometern zu erreichen – das war zwar für eine Düsenmaschine nicht viel, wohl aber für ein kombiniertes Fahrzeug. Sie waren um neun Uhr gestartet, und die Strecke, die sie zurückzulegen hatten, maß etwa zwölfhundert Kilometer. „Da sehen Sie hinunter“, meinte der Pilot plötzlich. Er deutete auf ein silbernes Band, das sich weit unter ihnen im Mondlicht dahinwand. „Das ist die Oder. Ein kleines Stück weiter ist die Mündung der Neiße. Und dann – aber wir werden sehen.“

Er drückte die kleine Maschine in einen sanften Gleitflug, und Elspeth, die zum Fenster hinausblickte, überlegte, daß sie noch nie eine so trostlose Landschaft gesehen hatte. So weit ihr Auge im Halbdunkel des Mondlichts reichte, wuchsen unermeßliche Wälder wie ein mächtiges Land-

meer. Es war völlig finster.

Elspeth fühlte, wie sie plötzlich tiefe Niedergeschlagenheit überkam. Der Weg war zu deutlich gewesen, zu genau markiert; ihnen stand eine praktisch aussichtslose Jagd bevor. Die Herzländer – wenn es sich bei den Invasoren wirklich um diese Unglückseligen handelte – waren viel zu raffiniert für sie. Wenn sie und Bill in diesem unermeßlichen Wald etwas fanden, würde das zweifellos nur eine Irreführung sein. Vielleicht sogar eine Falle.

Als sie ein klickendes Geräusch hörte, drehte sie sich plötzlich um und meinte: „Warum schalten Sie die Lichter in der Kanzel ab, Bill?“ Plötzlich überkam sie ein Verdacht.

Aber der Texaner meinte nur: „Sehen Sie dort vorn!“

Elspeth spähte durch das Fenster, und dann sah sie es auch: Ein bläulicher Schimmer, der nicht dem Mondlicht zuzuschreiben war, sondern irgendwo dort vorne seinen Ursprung hatte.

Vielleicht war ihre Suche doch nicht so aussichtslos.

5.

Hauptmann Johnson schaltete den Düsenantrieb ganz ab, und wieder vibrierte der Flugwagen sanft unter saugenden Rotoren. Das blaue Leuchten wurde immer intensiver, als sie sich ihm in einer Höhe von vielleicht tausend Metern näherten. Elspeth bemerkte neben sich eine Bewegung und sah, wie ihr Begleiter mit zusammengekniffenen Lippen auf die Skalen am Schaltbrett starrte.

Er bemerkte ihren Blick, lächelte und meinte: „Nur für

alle Falle, vielleicht legen wir ihnen ein Ei. Ich habe eine hundertpfündige Natriumbombe an Bord. Vielleicht können wir gleich endgültig mit ihnen aufräumen.“

„Das bilden Sie sich wenigstens ein“, verwies ihn Elspeth scharf. „Sie mögen vielleicht der Pilot sein, aber im übrigen habe ich hier das Kommando.“ Sie hatte keine Ahnung, ob das stimmte oder nicht, aber sie fürchtete, daß Johnson sich zu einer unüberlegten Handlung würde hinreißen lassen. „Wir sind hierhergekommen, um zu beobachten, nicht, um zu zerstören.“

Der Texaner zog eine Grimasse, und Elspeth mußte ihm erklären: „Bill, wir wissen noch nicht genug, um uns schon zeigen zu dürfen. Vielleicht ist das hier nur ein Vorposten. Außerdem – wenn wir hier eine Natriumbombe werfen, wäre das genauso, wie wenn man mit einem Stock ein Hornissennest angreift.“

Sie konnten jetzt ihr Ziel ganz deutlich sehen, und es wurde offenkundig, daß es sich um ein Bergwerksunternehmen handelte, das mindestens das zehnfache Areal einnahm, als eine kleine Bombe vernichten könnte. Sie beobachtete es genau und runzelte die Stirne, als sie die seltsamen kreisrunden vorgefabrizierten Kuppeln sah und bemerkte, daß dort unten offenbar Tag und Nacht gearbeitet wurde. Auch die große Anzahl der Männer, die an den Maschinen tätig waren, überraschte sie.

Erst etwas später wurde ihr klar, daß diese interplanetarischen Piraten noch wenig Ahnung von Transitionen zwischen den Welten hatten. Zweifellos hatten sie noch nicht Zeit gehabt, praktisch zu erproben, welches Volumen von ihrer eigenen Welt auf diese hier gesandt werden konnte.

Außerdem mochte ein Großteil ihrer Maschinen unterirdisch in Betrieb sein. Aber schon das, was sie sah, machte auf ihren technisch nicht sonderlich geschulten Blick einen wirkungsvollen und kompakten Eindruck, vielleicht wirkungsvoller als die Maschinen irgend eines anderen Planeten, den sie kannte.

„Okay, General“, meinte Hauptmann Johnson. „Jetzt haben wir gesehen, was wir sehen wollten, und ich habe auch die Infrarot-Kameras eingestellt. Kehren wir jetzt um?“

„Sind Sie auch sicher, daß Sie alles auf den Film bekommen haben?“ fragte Elspeth. Als er nickte, meinte sie: „Dann, glaube ich, können wir umkehren. Commander de Mestres möchte, daß wir so schnell wie möglich zurückkehren.“

„Okay“, nickte der Hauptmann und riß das Steuer herum. „Verflucht!“ schrie er plötzlich, als etwas an ihrer rechten Tragfläche vorbeizischte und über ihnen in tausend Funken zerstob.

Elspeth schrie auf, als etwas krachend durch das Kanzelfenster schoß und die Panzerung ihres Fahrzeuges durchschnitt, als bestünde sie aus Pappe.

Die Maschine begann sofort zu schlingern und zu stoßen, während der Pilot, leise aber hingebungsvoll fluchend versuchte, sie wieder unter Kontrolle zu bekommen. Im Leitwerk hinter ihnen flackerten kleine Flämmchen auf, und der düstere Wald unter ihnen kam immer näher, bis er den halben Horizont ausfüllte.

Elspeth hatte sich immer für einen Feigling gehalten. Ihr ganzes Leben hatte sie sich vor körperlichem Schmerz gescheut. Jetzt aber, zum zweitenmal innerhalb von vierund-

zwanzig Stunden, stellte sie fest, daß sie angesichts wahrscheinlichen Schmerzes und möglichen Todes prompt und richtig reagierte. Ihre Hände flogen unwillkürlich an den Feuerlöscher, der in zwei Klammern am Schaltbrett hing. Sie stemmte sich gegen ihren Sitz und versprühte den Schaum auf die wütend flackernden Flammen, die inzwischen schon die Sitze angegriffen hatten.

Ein Flämmchen tastete nach ihrer Hand, und sie fluchte ebenso hingebungsvoll wie der Pilot und übersprühte sich selbst mit Schaum. Ihre Knie drohten ihr den Dienst zu versagen, und sie hatte Angst, daß sie jeden Augenblick in Ohnmacht fallen würde.

„Ich glaube, ich bin auch nicht weniger tapfer als andere Menschen“, meinte sie laut, „solange ich nur nicht Zeit habe, nachzudenken.“

„Braves Mädchen!“ sagte Hauptmann Johnson. Dann setzte er grimmig hinzu: „Aber ich glaube, wir sind noch nicht ganz aus dem größten heraus – soviel steht fest.“

„Beziehungsweise, wir sind immer noch drin“, meinte Elspeth in einem verzweifelten Versuch, zu scherzen. Der Flugwagen schlingerte immer noch, wenn auch nicht mehr so stark wie zuvor. Sie hatten jetzt das blau erleuchtete Bergwerkslager weit hinter sich gelassen, und die Baumwipfel schienen nach ihnen emporzutasten.

„Wenn ich es bis zum nächsten Hügel schaffe“, meinte der Pilot zwischen zusammengekniffenen Zähnen, „sollten wir eine Notlandung im Fluß schaffen.“

„Hoffen wir das beste“, meinte Elspeth und drückte im Geiste die Daumen. Zu ihrem Ärger mußte sie feststellen, daß ihre Zähne tatsächlich klapperten.

Obwohl Johnson aus dem Motor herausholte, was er hergab, verlor der Flugwagen doch an Höhe – und sie flogen viel zu niedrig, um den Düsenantrieb einschalten zu können. Und was noch viel schlimmer war, wenn er das versuchte, so lange die Rotoren sich noch drehten, würden sie dabei abreißen, und die Maschine würde ihr Grab zwischen den Baumwipfeln finden.

Er arbeitete verzweifelt am Schaltbrett, und als Elspeth sich schon auf den scheinbar unvermeidlichen Absturz eingerichtet hatte, schien der Motor für kurze Zeit noch einmal zu erwachen. Der Flugwagen hob sich vielleicht fünfzehn Meter, und der Hügel fiel auf der anderen Seite hinter ihnen zurück. Vor ihnen schlängelte sich das silberne Band der Oder.

„Meine Mutter hat immer schon gesagt, ich würde es schaffen, wenn ich immer meinen Spinat esse“, murmelte der Flieger. Elspeth fühlte sich wegen ihrer Rettung in letzter Sekunde so erleichtert, daß sie auf den plötzlichen Schock gar nicht vorbereitet war, als sie auf die Wasserfläche aufprallten. Dann sah sie durch das Fenster, wie das düstere Ufer auf sie zuraste. Ein weiterer Stoß erschütterte die Kabine, und Elspeth fiel aus ihrem Sitz.

Die plötzliche Angst vor einem Brand riß Elspeth aus ihrer Benommenheit. Wenn Bill nicht den richtigen Schalter umgelegt hatte, ehe sie aufgeprallt waren, konnten sie verbrennen. Sie stemmte sich hoch und warf einen Blick auf das Schaltbrett. Dann überkam sie ungeahnte Erleichterung, als sie sah, daß der Pilot mit seiner letzten bewußten Bewegung den Motor abgestellt hatte.

Hauptmann Johnson war bewußtlos. Er lag über dem

Steuerrad, und ein dünner Blutfaden rann ihm vom rechten Ohr und aus einer häßlichen Wunde an der Stirn über das Gesicht. Ein oder zwei Minuten stand Elspeth wie erstarrt da und dachte, daß er tot wäre. Dann, ohne eine Warnung, begann er zu schnarchen. Die Agentin ertappte sich dabei, daß sie wie ein hysterisches Schulmädchen zu kichern anfing – zu etwas anderem war sie im Augenblick nicht in der Lage.

Sie stellte fest, daß sie den besinnungslosen Piloten mit einer Art von Widerwillen ansah, obwohl sie wußte, daß das höchst ungerecht war. Schließlich hatte er hervorragende Arbeit geleistet. Und dennoch wiederholte zu ihrem eigenen Ärger eine innere Stimme immer wieder, daß Mack sie nicht in eine solche Lage gebracht hätte, daß er es immer fertigbrachte, einen Ausweg zu finden, ganz gleich, wie hoffnungslos die Situation auch schien.

Aber sie mußte sich um Hauptmann Johnson kümmern. Wenn ihr auch nach dem Aufprall alle Glieder schmerzten und ihre Hände häßliche Brandblasen von dem Feuer zeigten, so mußte sie für den Texaner doch etwas tun. Sie überlegte, ob sie ihn aus dem Flugwagen tragen sollte, aber ein Blick auf den dichten Wald am Ufer, in das sich die Maschine gebohrt hatte, brachte sie zu der Überzeugung, daß sie im Augenblick dazu nicht imstande sein würde.

So zerrte sie an dem immer noch Besinnungslosen, bis dieser auf dem Rücken auf einem der Sitze lag. Er hatte zu schnarchen aufgehört, aber die Wunde am Ohr blutete immer noch. Seine Stirn begann sich purpurrot zu färben.

Im Augenblick, entschied sie, konnte sie nichts anderes tun, als ihm eine Kompresse anzulegen. Das tat sie, und

deckte dann einen halbverbrannten Sitzüberzug über ihn. Sie wünschte, sie hätte früher einmal einen Erste-Hilfe-Kurs oder wenigstens eine Schwesternausbildung durchgemacht.

Sie klappte die Kabinentür auf und trat in das eisige Wasser hinaus, das ihr bis zu den Knien reichte. Die Kälte war zwar unangenehm, aber half mit, sie aus ihrer Benommenheit zu reißen.

Der Flugwagen selbst war ziemlich zerschlagen, machte aber immer noch einen ganz brauchbaren Eindruck. Sein stumpfer Bug hatte sich beinahe einen halben Meter tief in ein unentwirrbares Durcheinander aus Lehm, Moos und Sträuchern gebohrt, aber es sah so aus, als würde es nicht schwer sein, ihn wieder herauszuziehen. Dann hatte sie das Ufer erreicht und warf einen Blick auf die Helikopterflügel – und ihre Hoffnung sank.

Nur drei davon waren noch intakt. Der vierte erinnerte eher an einen Korkenzieher. Kein Wunder, überlegte sie, daß die Maschine wie ein betrunkenen Seemann geschwankt hatte.

Wenn sie die Flugbahn richtig beurteilte, war Bill Johnson in einer Flußbiegung gelandet. Damit mußten sie sich im Augenblick auf der gleichen Seite wie das Bergwerk befinden, das sie aus der Luft gesehen hatte. Sie fragte sich, ob die Leute, die sie abgeschossen hatten, nach ihnen suchen würden – und kam zu dem Ergebnis, daß sie das wahrscheinlich tun würden.

Gegen Sicht aus der Luft war die Maschine durch überhängende Zweige gut gedeckt, aber wenn die Bergleute über eine Art von Radar verfügten, war ihre und Bills

Chance, zu entkommen, äußerst gering.

Sie steckte sich eine Zigarette an und schaute sich um. So sieht also ein Urwald aus, dachte sie. Als sie es in den Zweigen knacken hörte, griff sie nach ihrem Strahler und überzeugte sich davon, daß er in Ordnung und schußbereit war. Vor Tagesanbruch konnte sie überhaupt nichts unternehmen, und so kletterte sie ins Innere der Kabine zurück und versuchte in der hinteren Kanzelhälfte zu schlafen. Auf dem vorderen Sitz hatte der immer noch bewußtlose Pilot inzwischen wieder zu schnarchen begonnen.

Elspeth brachte es tatsächlich fertig, einige Stunden zu schlafen, aber als bei der Morgendämmerung der Wald mit einem schrillen Konzert von Vögeln und anderen Tiergeräuschen erwachte, kletterte sie aus der gestrandeten Maschine auf das Ufer hinüber. Sie war fest entschlossen, sich zuerst draußen etwas umzusehen, ehe sie versuchte, Hauptmann Johnson aus seiner Ohnmacht aufzuwecken.

Als sie das Gewirr von Sträuchern und Ästen durchbrochen hatte, das das Flußufer säumte, wurde der Wald dünner, so daß er beinahe einem Hain glich. Elspeth fand sich plötzlich auf einem weichen Teppich aus Fichtennadeln, und ihre Dichterseele stellte Vergleiche zwischen einer gotischen Kathedrale und dem grünen Blätterdom um sie an.

Dann verdichtete sich die Vegetation wieder, bis sie feststellte, daß sie sich auf einer Art Trampelpfad befand. Er war etwas mehr als einen Meter breit und beiderseits von jungen Föhren gesäumt, die sich zwischen den mächtigen Wurzeln der älteren Baumriesen nur mit Mühe behaupten konnten.

Sie bog um eine Ecke und unterdrückte nur mit Mühe

einen Aufschrei, als sie in einer kleinen Lichtung drei Wilde, gekleidet in Tierfelle, stehen sah.

Ihre Hand fuhr an die Strahlwaffe, die sie an der Hüfte trug. Ein unbeabsichtigtes Geräusch mußte ihre Anwesenheit verraten haben, denn die Eingeborenen wirbelten wie ein Mann herum und rissen die Münder auf. Elspeth hatte nur noch Zeit, festzustellen, daß sie alle drei rasiert waren, ehe die Wilden mit unverständlichen Schreien Fersengeld gaben und in die Tiefen des Waldes flohen. Der Gegenstand, der ihr Interesse offenbar so erregt hatte, blieb unbeachtet liegen. Als Elspeth den „Gegenstand“ sah, war es an ihr, den Mund aufzureißen. Mit dem Kopf nach unten in einer primitiven Falle gefangen hing da Mack Fraser. Er machte einen ziemlich zerschlagenen Eindruck, und da ihm das Blut in den Kopf gestiegen war, hatte dieser die Farbe einer Cocktailkirsche angenommen.

Seine ärgerliche Stimme riß sie aus ihrer Starre. „Verdammt noch einmal, Elly, willst du mich jetzt befreien oder nicht?“

Der Anblick ihres ehemaligen Partners in solcher Lage kam für sie so unerwartet, daß sie ein Kichern nicht unterdrücken konnte, als sie einen Schritt vortrat, um mit einem Schuß ihres Strahlers das Seil abzutrennen, an dem er hing. Er landete dumpf auf dem mit Fichtennadeln übersäten Waldboden.

„Halt gefälligst den Schnabel, du Idiot“, schnauzte er sie an, „das ist gar nicht lustig!“

„Doktor Livingstone, nehme ich an“, sagte sie und erntete dafür einen bösen Blick. Sie bot ihm impulsiv eine Zigarette an. Er inhalierte mit stummer Dankbarkeit und stand

dann auf. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß all seine Glieder noch heil waren, erklärte er: „Du mußt hier schleunigst verschwinden. Die Herzländer kämmen den ganzen Wald nach eurer Maschine ab. Ich hatte schon damit gerechnet, daß ihr hier irgendwo landen würdet und versuchte, vor der Martinez hier zu sein, als mich diese Wilden schnappten.“

„Komm – ich habe ein paar Äste umgeknickt, um den Rückweg wieder zu finden. Mein Pilot hat eine Bruchlandung im Fluß gebaut, nachdem die Flak uns erwischte hatte.“

„Wie schwer ist die Maschine beschädigt?“ erkundigte Mack sich als der typische Praktiker, der er war. Er schüttelte den Kopf, als Elspeth ihm ihre Lage nach besten Kräften schilderte. „Wenn ihr hier nicht verschwinden könnt, ist das eine dumme Geschichte. Die Martinez und ihre Bande schürfen hier tonnenweise Uran und schicken es auf ihre Welt hinüber. Sie werden nicht zulassen, daß du oder ich sie daran hindern.“

„Wer ist denn diese Martinez?“ fragte ihn Elspeth, die sich in der Nähe von Mack wieder ganz sicher fühlte. Dabei warf sie ihm einen Blick von der Seite zu.

„Sei froh, wenn du sie nicht kennst“, antwortete er. „Sie ist die Chefin dieser Aktion hier – und außerdem praktisch die Chefin von ganz Herzland. Ana Kai-Martinez – die zäheste, raffinierteste und am besten aussehende Amazone in einer Welt der Amazonen. Wie diese Frauen mit ihren Männern umgehen!“ Er schüttelte den Kopf.

„Aber du scheinst hier ganz gut zurechtzukommen“, meinte Elspeth. „Nur – was hatten diese komischen Wilden

von dir gewollt?“

„Ich sitze ganz böse in der Tinte“, meinte Mack bedauernd. „In Herzland sind die Männer das unterdrückte Geschlecht. Sie bekommen praktisch keine Ausbildung und haben in der Politik nichts zu sagen. Das machen alles die Frauen. Mich hält man für eine Ausnahme, weil ich, obwohl ich ein Mann bin, ein wenig von Technik verstehe. Ich habe daher gewisse Privilegien, und deswegen können mich natürlich die übrigen Männer nicht riechen. Man behandelt sie hier wie Lasttiere. Die Suche nach deinem Flugzeug gab ihnen die Chance, mir eins auszuwischen.“

„Und dann bist du in eine Hasenfalle gerannt“, spottete Elspeth. „Der Zustand dieser Herzlandmänner scheint ansteckend zu sein.“

„Mund halten“, bellte Mack. Dann etwas gütlicher: „Ich glaube, ich muß dir danken, daß du mich herausgeholt hast. Sie überlegten sich gerade, was sie mir antun sollten.“

Sie erreichten das Flußufer, und Mack studierte die Rotoren. Dann trat er ins Innere der Kabine und sah sich Hauptmann Johnson an, der immer noch bewußtlos war. Er sah Elspeth an und meinte: „Die erste Hilfe ist nicht schlecht, Elly, das muß dir der Neid lassen.“ Dann blickte er auf und runzelte die Stirn. „Sieht ziemlich mies aus, was? Aber warum müßt ihr Idioten auch direkt über die Mine fliegen?“

„Wir wußten nicht, daß sie dort Abwehrwaffen hatten“, erklärte Elspeth.

Mack erklärte: „Diese Amazonen wissen sehr genau, was sie wollen. Sie haben auf ihrer eigenen Welt Raubbau getrieben und glauben, jetzt eine Chance zu haben, zu ret-

ten, was zu retten ist.“

„Warum arbeiten sie dann nicht mit Natrium, wenn sie so wenig Uran haben?“ erkundigte Elspeth sich.

„Das kannst du glauben oder nicht, aber sie haben nicht genug radioaktive Stoffe, um auch nur einen Uranmeiler zu betreiben“, erklärte Mack. „Komm, sehen wir uns den Tragflügel noch einmal an. Habt ihr Werkzeuge hier?“

Sie saß auf dem Dach des Flugwagens und reichte Mack die Werkzeuge, die er brauchte, während er sich bemühte, die Maschine wieder flugfähig zu machen. Nach einer Weile fragte sie: „Mack, wie sieht es aus?“

„Das läßt sich jetzt noch nicht sagen“, antwortete er. „Aber wenn ich diesen verdammten Flügel losbekomme und die Kiste mit dreien statt vier fliegen kann, seid ihr vielleicht bis Sonnenuntergang hier heraus.“ Er hielt inne und sah sie an. „Mädchen, du siehst heute wieder prima aus.“

In dem Wissen, daß sie über und über mit Öl und Ruß beschmiert war, grinste sie. „Du gefällt mir auch, du großer Affe.“

Er grinste und warf ihr eine Kußhand zu. Dann machte er sich wieder an die Arbeit. Als sich schließlich die Schatten des späten Nachmittags über das Ufer senkten, rieb er sich die Hände am Overall ab, den er trug. Er kauerte sich neben sie und steckte sich eine Zigarette an. „So, das wäre geschafft, Elly. Leg den Rückwärtsgang ein und sieh zu, daß du den Wagen aus dem Schlamm heraus bekommst. Dann fährst du stromaufwärts und startest. Schalte die Düsen sobald wie möglich ein. Diese verdammten Tragflügel halten nicht mehr viel aus.“

Trotz der Ölflecken gab Elspeth ihm einen Kuß. Einen Augenblick hielt er sie fest, schob sie dann aber von sich und sagte: „Die Martinez würde einen Anfall bekommen, wenn sie uns jetzt sähe.“

„Oh!“ sagte Elspeth und rückte von ihm ab, wobei sie sich im gleichen Augenblick Vorwürfe machte, daß sie so leicht verletzlich war. Dann setzte sie kaum hörbar hinzu: „Wie sieht denn dieses Weib aus?“

„Wie eine rothaarige Diana mit Gardemaßen“, antwortete er. „Sie hat auch etwas los – versteht eine Menge von dem Kram hier. Aber eure Maschine abzuschießen, war ein Fehler. Ich wußte, daß das eine Maschine der Wächter war und versuchte es ihr zu erklären. Aber sie sagte, denen würde sie es schon zeigen und schaltete die automatische Kanone ein.“ Er hielt inne und wischte mit dem Handrücken über das Gesicht. „Was für eine Schau haben wir denn in dieser verdammten Welt überhaupt aufgezogen?“

„Eine ganz große“, erwiderte Elspeth. „Die größte, die ich je gesehen habe. Wir sind hierhergeflogen, um festzustellen, wo ihr Tor ist und um außerdem zu sehen, welchen Umfang die ganze Aktion hat.“

Mack knurrte etwas Unverständliches und meinte dann: „In Rom stationiert, denke ich? Muß ziemlich schwierig sein, alles so zu verstecken.“

„Das ist es auch“, erwiderte Elspeth. „Aber es geht. Jetzt muß ich mich um Bill Johnson kümmern.“

Mack sah sie an und meinte dann: „Sieht gut aus, der Bursche – wenn das dein Typ ist.“

„Danke, Mack“, meinte Elspeth ernst und warf ihm noch eine Kußhand zu. Ehe sie hinunterkletterte, meinte sie

noch: „Sieh zu, daß du dir die Schmiere abwischst, Liebster. Deine Martinez könnte sich fragen, wo du dich hier im Urwald mit Öl beschmiert hast.“

„Gute Idee“, gab er mürrisch zu und reichte ihr die Werkzeuge hin, die er benutzt hatte. „Und nochmals Dank, daß du mich aus der Falle im Wald herausgeholt hast.“

„Keine Ursache“, meinte sie leichthin. Und dann, etwas leiser: „Mack, ich bin froh, daß wir beide hier die gleiche Arbeit haben – wenn auch auf entgegengesetzten Seiten.“

Er grinste, kratzte sich an der Nase und sagte dann: „Mm – und vergiß nicht, Rückwärtsgang einlegen, dann stromaufwärts und dann hoch. Du solltest es schaffen, wenn nichts schiefeht.“

„Wir werden es schon schaffen, Mack. Viel Glück.“ Er stand immer noch da, halb im Schatten des Ufergestrüpps, als sie die Kabinentür zuzog. Sie rückte Hauptmann Johnson in seinem Sitz zurecht und schaltete dann den Motor ein.

Ein saugendes, schmatzendes Geräusch ertönte, als das Fahrzeug sich mit voller Kraft aus dem Schlamm löste. Sobald das niedrige Gestrüpp hinter ihnen lag, schaltete sie die Rotoren ein und spürte das Vibrieren, als sie sich im Dreivierteltakt zu drehen begannen. Als sie zurückblickte, konnte sie Mack nicht mehr sehen.

Sie schaltete auf Düsenantrieb um und nahm Kurs nach Süden. Der arme Mack! Sie mußte unwillkürlich lachen, als der Flugwagen durch die Nacht dahinschoß und sie sich daran erinnerte, wie er mit dem Kopf nach unten in der Falle hing, die die Männer von Herzland ihm gestellt hatten.

Sie fragte sich, warum sie keine Spur von den Goten-

und Germanenstämmen gesehen hatte, die um diese Zeit eigentlich die schlesischen Wälder bewohnen sollten. Wahrscheinlich, entschied sie, waren es viel zu wenige in einem viel zu großen Gebiet, als daß sie zufällig hätte auf sie stoßen können.

Aber die Tatsache, daß die Amazonen von Herzland ihre Männer als Wilde kleideten, wenn sie in den Wäldern zu tun hatten, wies auf etwas anderes hin. Die Eingeborenen konnten in der Nähe sein, waren aber vielleicht von den Waffen der interplanetarischen Piraten erschreckt worden. Die Kostüme aus Tierfellen waren vielleicht gewählt worden, um zu vermeiden, daß sich Gerüchte von fremden Invasoren nach Süden zu den Grenzen von Dacien und Pannonien und von dort nach Rom ausbreiteten, wo sie vielleicht sogar an die Ohren der Wächter dringen konnten.

Elspeth hatte die Adriaküste erreicht, ehe ihr klar wurde, daß sie sich verflogen hatte. Als sie nach unten blickte, hatte sie nicht den leisesten Schimmer, ob sie sich jetzt über Aquilacia oder Salona befand. Sie behielt trotzdem den südlichen Kurs bei und widerstand der Versuchung, nach Westen abzubiegen und den italienischen Stiefel entlang nach Rom zu fliegen. Sie durfte es unter keinen Umständen riskieren, vom Boden aus gesehen zu werden.

Neben ihr regte sich Hauptmann Johnson und murmelte etwas im Schlaf. Hoffentlich hatte er nicht den Verstand verloren. Sie konnte seine Hilfe bei der Navigation gut gebrauchen. Sie überlegte gerade, ob es klug war, ihn aufzuwecken, als das *blip-blip* am Schaltbrett ertönte. Commander de Mestres schickte ihr einen GCA-Strahl entgegen, um ihr bei der Navigation behilflich zu sein. Sie lachte er-

leichtert auf.

Von da an war es leicht. Weniger als eine Stunde später hatte sie den Düsenantrieb abgeschaltet und schwebte über dem Hof des Aventinischen Palastes. Während dieser letzten Etappe ihrer Reise hatte sie Zeit gehabt, über eine Anzahl seltsamer Faktoren nachzudenken.

Warum, zum Beispiel, waren die Invasoren von Herzland nicht zum Kongo oder in den Ural gegangen oder zu irgendeinem anderen wirklich großen Uranlager, anstatt die relativ wenig ergiebigen Erze Schlesiens abzubauen? Es gab verschiedene Erklärungen. Eine war, daß das schlesische Erz in dieser Welt vielleicht uranreicher war. Eine andere, daß vielleicht im dekadenten Herzland alle Aufzeichnungen über die Uranlager im Kongo verlorengegangen waren. Die dritte: man hatte kein brauchbares Transitionstor in der Nähe der anderen Lager entdeckt.

Ein Scheinwerferkegel erleuchtete den Palasthof unter ihr, und sie setzte die beschädigte Maschine vorsichtig auf. Dann rannte sie hinaus, und plötzlich überkam sie unüberwindliche Müdigkeit.

Als die starken Arme von Sergeant Carhart sie auf den Boden hoben, setzte Hauptmann Johnson sich auf und blickte sich mit verblüffter Miene um. Er sah Elspeth an und sagte: „Steigen Sie ein. Höchste Zeit, daß wir starten.“

Elspeth lächelte und wandte sich ab. Mochte jemand anderer ihm erklären, was geschehen war. Sie spürte, wie jemand ihre Knie umfaßte, und blickte in Lamias Gesicht. Das Sklavenmädchen weinte und sagte in lateinischer Sprache: „Und ich hatte gedacht, du wärst nicht mehr am Leben, Herrin. Ich hatte gedacht, du wärst tot.“

Bis sie das Büro des Commanders erreicht hatten, hatte Elspeth es fertiggebracht, das Mädchen zu beruhigen. Dort erstattete sie so genau wie möglich Bericht und ließ nur die Episode von Macks Gefangenschaft aus.

De Mestres hörte ihr schweigend zu, und seine Lippen preßten sich zusammen, als sie die Wirkung der Waffe schilderte, durch die sie abgeschossen worden waren. Als sie geendet hatte, blickte er auf seine gefalteten Hände, dann auf sie und sagte ruhig: „Sie wissen natürlich, was das zu bedeuten hat, Miß Marriner – das bedeutet, daß es zum erstenmal zwischen den verschiedenen Versionen der Erde Krieg gibt. Das bedeutet auch, daß wir auf einem Pulverfaß sitzen.“

„Ja, Sir“, nickte Elspeth müde. „Und was soll ich tun?“

„Ich möchte, daß Sie in Ihre Villa zurückkehren“, erwiderte der Commander. „Sie müssen sofort mit dem Lokal-Agenten in Verbindung treten und ihn über das Vorgefallene informieren. Und ich möchte, daß Sie genau aufpassen, ob in der Stadt irgend etwas Seltsames geschieht.“

„Warum? Was sollte geschehen?“ erkundigte sich Elspeth.

„Ich weiß nicht“, war die Antwort. „Aber ich muß Sie daran erinnern, daß meine Männer und ich hier in einer äußerst prekären Situation sind. Oh, wir können uns verteidigen, keine Sorge – aber ob wir das tun können, ohne gleichzeitig alle Aussichten auf das Gelingen unserer Mission zunichte zu machen, ist eine andere Frage. Ich werde morgen bei Ihnen vorbeikommen, wenn ich von der Transition zurückkomme. Ich fürchte, eine Besprechung mit Mr. Horelle ist nötig.“

„Grüßen Sie ihn von mir“, sagte Elspeth und dachte an den weisen alten Mann von Spindrift Key, auf dessen schmalen Schultern das Gewicht nicht einer, sonder Hunderter von Welten lastete.

6.

Elspeth kam es seltsam vor, als sie am nächsten Morgen in ihrem Schlafzimmer im zweiten Stockwerk der cispischen Villa erwachte. Wenn man zwischen verschiedenen Zeitaltern hin und her pendelte, so war das doch noch ein gutes Stück anstrengender als die Transitionen zwischen den verschiedenen parallelen Welten, an die sie sich im gewissen Sinne schon gewöhnt hatte.

Sie verspürte immer noch die Nachwirkungen des Absturzes in Schlesien: ihr Körper schien von Kopf bis Fuß aus einem einzigen blauen Fleck zu bestehen. Sie sah sich um und bemerkte, daß Lamia hinter ihr stand. Die Sklavin war gerade im Begriff, sie wachzurütteln.

„Nicht ...“, murmelte sie. Das Mädchen teilte ihr mit, daß ein Bote von Plinius gekommen sei und ihr meldete, daß er zur Stadt zurückkehren würde und beabsichtigte, bei ihr zu Mittag zu speisen. Als Elspeth sich erkundigte, wie spät es war, erfuhr sie, daß sie kaum zwei Stunden Zeit hatte, um sich auf ihren Gast vorzubereiten.

„Auch Prinzessin Berenice Agrippina hat einen Boten geschickt“, erklärte Lamia. „Sie möchte dich heute nachmittag in den Bädern treffen.“

„Ich werde dort sein“, erklärte die Agentin und richtete sich langsam auf. Wie es in Rom Sitte war, trug sie im

Schlaf keine Kleidung. Die dunklen Augen der Sklavin weiteten sich, als sie die Male auf Elspeths Körper sah.

„Du bist verletzt, Herrin“, rief sie aus.

„Du hättest erst meine Gegenspieler sehen sollen“, erwiderte Elspeth und lächelte wieder, als sie Mack Fräasers Bild vor ihrem geistigen Auge sah.

Lamia musterte sie aufmerksam und verabreichte ihrer Herrin dann eine Ölmassage, die innerhalb einer Stunde Wunder wirkte.

Später, als die Agentin in ihrem Bad lag, sah Lamia sie streng an und sagte: „Ich verstehe nicht, was vorgeht. Was sind das für seltsame Soldaten im Aventinischen Palast und was ist das für ein Zauberwerk, das dich in die Wolken entführt hat?“

Elspeth setzte sich auf und sah das Mädchen lange an, ehe sie antwortete. „Lamia, ich kann es dir jetzt nicht erklären, aber es hat nichts mit Hexerei und Zauberei zu tun. Man hat mich hierhergeschickt, um deine Welt gegen Feinde zu verteidigen, von denen sie im Augenblick noch gar nichts weiß.“

„Das bezweifle ich nicht, Herrin“, antwortete die Sklavin. „Ich wollte nur, daß ich dir mehr helfen könnte.“

Daß das ehrlich gemeint war – daran bestand kein Zweifel. Elspeth zögerte und meinte dann: „Es besteht die Möglichkeit – aber nur eine Möglichkeit – daß, wenn alles gut geht, ich dich vielleicht mitnehmen kann, wenn ich hier gehe. Natürlich würdest du dann keine Sklavin mehr sein, denn in dem Land, aus dem ich komme, gibt es keine Sklaven. Du würdest viel lernen müssen und schwer arbeiten. Glaubst du, daß dir das gefallen würde?“

„O Herrin!“ rief das Mädchen. „Ich bin gerne immer deine Sklavin.“

„Das ist gerade, was du nicht sein sollst“, antwortete Elspeth. „Ich glaube, du verdienst eine Chance. Aber ich kann dir nichts versprechen. Vieles kann geschehen, was mich hindert, das zu tun.“

„Ich werde dir helfen, so gut ich kann“, versprach das Mädchen.

Lamia hatte inzwischen schon alle Vorbereitungen für das Mahl getroffen, und als ehemalige Sklavin des Admirals hatte sie nicht den leisesten Zweifel, daß sie seinen Geschmack getroffen hatte.

Für einen Mann von der Wichtigkeit des Plinius dem Älteren und für diese Zeit war es ein höchst einfaches Mahl. Es gab eine Suppe mit Gemüse und chinesischen Vogelneestern, gebackenen Karpfen in Aspik, mit bunten Blumen geschmückt, Hammelfilet auf Kräutern und zum Nachtsch Obst und Biskuits und einen kleinen Malteserkäse. Ein Krug vom besten Falerner rundete das Mahl ab.

Gnaius Plinius Secundus, der gegen Mittag mit einer kleinen Reitereskorte eintraf, war selbst für römische Verhältnisse klein. Er war beinahe zierlich zu nennen, und seine schlanken Hände, die jedes Wort mit beredten Gesten begleiteten, schienen keinen Augenblick zur Ruhe zu kommen. Trotz dieser Unruhe berichtete er während des Mahles von seiner Frau und seinem Sohn, die in seiner Villa am Comersee warteten, schilderte den Zustand seiner Weingärten, lobte das ausgezeichnete Essen – und das alles in einer langsamen, präzisen Sprache. Später, nachdem sie Lamia entlassen hatten und sich in ein kleines Gemach zu-

rückgezogen hatten, wo niemand sie belauschen konnte, erstattete Elspeth ihm einen kurzen Bericht der Lage. „Wir haben Grund zur Annahme“, endete sie, „daß die Herzländer, seit sie nun wissen, daß wir über ihre Aktionen informiert sind, zu drastischeren Maßnahmen greifen werden. Was wir nicht wissen, ist nur, wo ihre nächste Operation stattfinden wird.“

Plinius dachte eine Weile über das Gehörte nach und meinte dann nachdenklich: „Wäre ich in ihrer Lage, würde ich versuchen, die Krankheit des Kaisers auszunützen und mich bemühen, starken Einfluß auf Titus zu bekommen. Es wäre für dich und die deinen, meine Liebe, sehr schwer, etwas zu unternehmen, wenn der Sohn und Erbe des Kaisers gegen euch stünde. Der Prinzessin Berenice können wir vertrauen. Aber die Gerüchte, die man über die Liaison von Titus mit einer Prinzessin aus dem Norden hört, wollen mir gar nicht gefallen.“

„Prinzessin Berenice hat sich beeilt, ihren Anspruch auf ihn zu bekräftigen“, sagte Elspeth und erinnerte sich an die Stunde, als sie dem Prinzen vorgestellt worden war. „Sie hat mich gebeten, sie heute in den Bädern zu treffen.“

„Dann geh zu ihr“, riet der Gelehrte, „und schärfe ihr ein, wie wichtig es ist, daß sie Titus festhält.“

„Ich glaube nicht, daß mir das schwerfallen wird“, erwiderte die Agentin. Und dann, als sie bemerkte, daß Plinius' Augen immer noch auf ihr ruhten: „Hast du irgendeine Ahnung über ihre Pläne?“

„Nichts Bestimmtes“, antwortete er. „Und doch geht unter den Offizieren der Marine das Gerücht, daß Titus viel stärker an dieser Barbarenprinzessin hängt, als man allge-

mein annimmt. Einige von ihnen, die sie während der letzten Reise sahen, beschreiben sie als feuerhaarige Riesin mit der Schönheit einer Göttin.“

„Ich werde mein Bestes tun“, versprach Elspeth, der plötzlich ein Gedanke gekommen war. Die mysteriöse galische Prinzessin, die Plinius hier beschrieb, schien eine große Ähnlichkeit mit der Amazonenfürstin zu haben, die Mack ihr geschildert hatte. „Wie heißt sie denn?“ erkundigte sie sich.

Plinius zuckte die Achseln und meinte: „Irgendein barbarischer Name – Ana Martina oder so.“

„Und warum hast du sie in Verdacht?“ fragte Elspeth, die jetzt davon überzeugt war, daß die Anführerin der Herzländer und Titus’ neue Flamme ein und dieselbe Frau waren. „Ich habe nicht gesagt, daß ich sie in Verdacht habe“, erwiderte der Gelehrte, nachdem er einen Schluck aus dem Krug genommen hatte. „Aber unter den vorliegenden Umständen ist mir alles verdächtig, was vom Normalen abweicht. Und diese Prinzessin soll aus den Wildnissen des Ostens kommen, wo gemeinhin Schönheit wie die ihre unbekannt ist.“

„Ich werde sehen, was ich über sie in Erfahrung bringen kann“, versprach Elspeth.

„Das könnte sich empfehlen.“ Plinius blickte auf. Wenig später: verabschiedete er sich, und Elspeth schickte sich in Begleitung Lamias an, die Bäder zu besuchen.

Für Elspeth waren die Bäder das Eindrucksvollste an den vielen eindrucksvollen Bauwerken von *Antik*. Es war hier Sitte, daß Männer und Frauen unbedeckt herumliefen. Am Anfang war es ihr schwergefallen, diese Sitte mit-

zumachen, heute aber hatte sie sich daran gewöhnt.

Sie frischte sich schnell im kalten Wasser ab und ging dann zu dem großen Becken, wo Berenice Hof hielt. Die Prinzessin ruhte auf Kissen, die ihre Diener gebracht hatten und blickte neugierig auf, als Elspeth sich ihr näherte. Ihre dunklen Augen verengten sich, und sie sagte: „Wir haben dich seit dem Fest vermißt. Hat Gnaius Laconius sich schlecht benommen? Sag uns, was du mit dem armen Menschen angestellt hast.“

„Ich?“ Elspeth war ehrlich überrascht. „Nichts. Ich habe zwar dein Fest in seiner Gesellschaft verlassen, aber seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.“

Die spöttischen Augen der Prinzessin schienen die blauen Flecken am Leib des blonden Mädchens zu zählen. Schließlich meinte sie: „Dann ist es wirklich seltsam, daß ihr beide gleichzeitig verschwunden seid und jetzt nur du wieder zurückkommst.“

Elspeth erwiderte scharf: „Du bist nicht gerade in bester Laune, Hoheit. Hast du mich eingeladen, um mich zu beschimpfen?“

Das Gesicht der Prinzessin wandelte sich sofort, als sei es eine Maske. „Entschuldige bitte, Marina. Ich hatte gehofft, daß dein Anblick mich aufheitern würde. Du hast doch sicher auch schon die Neuigkeit gehört?“

Elspeth zuckte unwillkürlich zusammen. Irgend etwas, das fühlte sie, lief ganz anders, als die Prinzessin es sich wünschte. Unter den augenblicklichen Umständen bedeutete das wahrscheinlich etwas, was auch sie betraf. So sagte sie: „Ich war zur Erholung auf dem Lande. Ich habe überhaupt nichts gehört.“

„Dann kann ich es dir ja sagen“, sagte die Prinzessin, die inzwischen das königliche *Wir* abgelegt hatte, „die Barbarenprinzessin meines Geliebten ist heute morgen in Rom eingetroffen. Ich hätte gute Lust, es ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen.“

„Womit er dir nur für immer verlorenginge“, erwiderte Elspeth prompt. Berenice runzelte die Stirn, und einen Augenblick sah es aus, als wollte sie zu weinen beginnen.

Dann funkelten Berenices Augen haßerfüllt. „Du hast natürlich recht, Marina. Ich werde mich durch sie rächen müssen. Sie wird wahrscheinlich heute nachmittag die Bäder besuchen. Deshalb wollte ich meine eigenen Freunde um mich wissen.“ Sie deutete, und Elspeth sah bedauernd, daß, abgesehen von den Sklaven und Sklavinnen, die stolze Prinzessin allein war.

Sie dachte an Mack und seine Beziehungen zu der rothaarigen Amazone, die sich plötzlich zu einer derartigen Gefahr entwickelt hatte, und meinte: „Ich habe, glaube ich, auch ein Hühnchen mit ihr zu rupfen, Berenice.“

„Ein netter Ausdruck – ‚ein Hühnchen zu rupfen‘“, sagte die Prinzessin. Aber Elspeths Gedanken weilten woanders. Wenn die Amazonenprinzessin so schnell von Schlesien nach Rom gekommen war, mußten die Herzländer Fahrzeuge besitzen, die denen von Commander de Mestres durchaus ebenbürtig waren. Und dann gab es noch etwas, was zu berücksichtigen war, wenn Ana Kai-Martinez oder Ana Martina, wie sie sich offenbar hier nannte, in der Hauptstadt eintraf. Die Tatsache, daß sie es für nötig befunden hatte, die für ihren Planeten so wichtige Bergwerksstation zu verlassen und Rom zu besuchen, um dort

ihren Einfluß zu verstärken, bedeutete, daß die Dinge ihrem Höhepunkt zustrebten.

Elspeth – von Grund auf eigentlich eine träumerische Natur – spürte so etwas wie Angst in sich, wie es ihr jedesmal ging, wenn von Gewaltanwendung die Rede war. Sie fragte sich, ob die Amazone es wohl fertigbringen würde, Titus, der aufgrund der Krankheit des Kaisers praktisch bereits an der Macht war, dazu zu bringen, seinen Legionären den Befehl zum Sturm des Palastes auf dem Aventinus zu geben. Die Möglichkeit bestand immerhin.

Was würde Commander de Mestres tun können?

Er schien sich hinsichtlich des Verteidigungspotentials seiner Kampfgruppe keine Sorgen zu machen. Aber unter dem Angriff von Zehntausenden von römischen Truppen konnten sie überwältigt werden, ganz gleich, wie überlegen auch ihre Waffen sein mochten.

Sie konnten natürlich davonfliegen. Aber das würde bedeuten, daß die Wächter den Kampf aufgaben und würde zugleich den Herzländern eine ideale Ausgangsposition für einen bisher noch nie dagewesenen Eroberungsfeldzug auf Hunderten von Welten geben. Elspeth schauderte und fragte sich plötzlich wieder, welche Rolle wohl Gnaius in all dem spielte, und was aus ihm geworden sein mochte.

Sie erkundigte sich bei der Prinzessin: „Hoheit, du hast wirklich nicht gehört, wo sich Gnaius Laconius aufhält?“

Die Prinzessin, die aufmerksam den schräg gegenüberliegenden Eingang im Auge behielt, schüttelte den Kopf und meinte: „Man befürchtet, daß er vor zwei Nächten in der Nähe der murcischen Mauer von Räufern erschlagen worden ist. Ich habe es bisher nicht geglaubt, da ich dachte,

daß er bei dir wäre. Wenn er das nicht war, kann es sein, daß er tot ist. Schade, er schrieb ganz brauchbare Satiren.“

Elsbeth wollte noch weiter fragen, wagte es aber nicht. Sie hatte Gnaius auf ihrem Weg zu dem aventinischen Palast nicht gesehen, weder unter den Toten noch unter den Überlebenden. Und doch konnte ein solches Gerücht nicht entstehen, wenn er sich nicht wenigstens in der Nähe des Handgemenges befunden hatte. Sie empfand so etwas wie Schuld.

Wenn dem Dichter etwas zugestoßen war, dann mußte das eine Auswirkung ihres Diebstahls der Karte und der Waffe sein. Plötzlich tat der junge Mann ihr leid. Diese Gedanken beschäftigten sie so, daß sie es kaum bemerkte, als die Prinzessin plötzlich zum Eingang hinüberblickte.

Eine Anzahl von Dienern in der Livree des Kaiserhauses war eingetreten und umstand nun den Eingang. Sie hatten sich in zwei Gruppen aufgeteilt und schritten nun zu beiden Seiten des Portals. Sämtliche Anwesenden in der riesigen Halle sahen aufmerksam zu und erwarteten das sich anbahnende Schauspiel.

Das erste Mitglied der kaiserlichen Familie, das den Raum betrat, war Prinz Flavius Domitianus, der jüngere Bruder des Kronprinzen. Man hatte ihn wegen der Krankheit seines Vaters aus Nicäa in der Nähe der ligurisch-carbonensischen Grenze zurückgerufen. Als er sein Handtuch ablegte, enthüllte er damit den muskulösen, wohlgebauten Körper eines Gladiators.

Als nächster kam Titus selbst, kleiner, drahtiger und dynamischer. Man sah ihm die Strapazen an, die ihm jahrelange Feldzüge an den nordwestlichen Grenzen des Rei-

ches auferlegt hatten, wo die ruhelosen Germanenstämme immer wieder gegen die Mauern aus Legionären und Steinen anrannten, die sie von der reichen Beute des Südens trennten.

Der Kronprinz blieb einen Augenblick stehen, wandte sich um und hielt nach dem nächsten Ankömmling Ausschau. Der Atem von Prinzessin Berenice klang in Elspeths Ohren wie das Zischen einer Schlange.

Großartig – das war das einzig richtige Wort für Ana Kai-Martinez – Ana Martina. Ein beinahe ehrfürchtiges Murmeln ging durch die Hunderte von Badenden – Ehrfurcht, in die sich die Bewunderung des Schönen mischte.

Die sogenannte gallische Prinzessin ragte über die Männer und Frauen auf, die um sie standen. Elspeth schätzte, daß sie ohne Sandalen mindestens einen Meter zweiundachtzig war. Ihr Anblick war wirklich der einer fleischgewordenen Göttin.

Sie hielt den Kopf hoch erhoben, und ihr Antlitz war ausgesprochen schön zu nennen. Auch die befehlsgewohnten Linien um ihre Lippen konnten daran nichts ändern. Ihr Mund war voll, aber fest, die Nase ganz leicht gebogen, und ihre Wangenknochen traten weit genug vor, um ihren Augen die Spur einer slawischen Schräge zu geben. Die Augen selbst schienen, sogar aus der Ferne, wie grünes Feuer zu blitzen. Das Haar, das dieses faszinierende Gesicht einrahmte, war kurzgeschnitten und wirkte auf ihrem vollendet geformten Kopf wie ein kupferner Helm.

Elspeth fühlte, daß das eine Frau war, die lieben oder töten, belohnen oder foltern konnte, wie ihr der Sinn gerade stand – ein Sinn, der immer von dem eiskalten Intellekt

gelenkt wurde, der hinter diesen unergründlich tiefen grünen Augen schlummerte. Arme Berenice, dachte Elspeth. Sie warf einen Seitenblick auf die Prinzessin, die ihre Rivalin mit stechenden Augen musterte.

Die Prinzessin bemerkte Elspeths Blick, und ihre dunklen Augen erwiderten ihn. Ihre schmalen Lippen kräuselten sich, als sie sagte: „Eine Kannibalenkönigin hat mir meinen Geliebten gestohlen. Wir müssen ihn vor dem Kochtopf retten.“

Elspeth nickte und sagte: „Ich glaube, daß nicht viele Männer vor einem solchen Schicksal fliehen möchten.“

„Mein Geliebter ist kein Narr“, antwortete die Prinzessin, ohne überzeugend zu klingen. „Und er wird auch nicht ein Weltreich um einer solchen Barbarin willen riskieren.“

Elspeth sah zu, wie das kaiserliche Gefolge gemessen näher kam. Zu ihrem Erstaunen schritt Titus mit maskenhaft starr wirkendem Gesicht direkt auf Berenice zu, als leite er einen Angriff auf eine Phalanx skythischer Krieger und sagte: „Prinzessin Berenice – Prinzessin Ana Martina. Wir wünschen, daß ihr beide Freundinnen werdet.“

Dieser Teufel! dachte Elspeth, als Berenice nickte, ohne aufzustehen, um nicht ihre Kleinheit neben der riesenhaften Amazone zu zeigen.

Zwischen den beiden Frauen herrschte natürlich auf den ersten Blick Kriegszustand. Einen Augenblick fragte sich Elspeth, ob der Kronprinz wirklich ein derartiger Narr war. Aber kein römischer Herrscher der Geschichte hatte sich jemals von einer Frau völlig beherrschen lassen. Selbst Marcus Antonius, dem man nachsagte, daß er das Imperium um der Liebe zu Kleopatra willen weggeworfen hatte,

hatte Frauen nur als Spielzeug betrachtet, Gefährtinnen und Mütter seiner Kinder, nicht als Gegenstand ewiger Liebe. Aus der nahen Perspektive, die Elspeth in *Antik* genoß, hatte sie außerdem eine Version des Antonius-Kleopatra-Mythos entdeckt, die von der Darstellung in den Schulbüchern völlig abwich.

Der wirkliche Grund, weshalb zuerst Cäsar und dann sein ehemaliger Heerführer die ägyptische Königin geheiratet hatte, war politisch-wirtschaftlicher und nicht romantischer Natur. Die Akteure der sogenannten großen Romanze, so hatte Elspeth erfahren, waren nur Schachfiguren in einem machtpolitischen Spiel gewesen, in dem die ägyptische Königin und ihre Erben nur Faktoren gewesen waren. Nur die Tatsache, daß das große Spiel beinahe glücklich wäre, hatte zu dieser Legende geführt. Politiker, nicht Dichter, hatten geschickt die Legende geschaffen, um Antonius in Mißkredit zu bringen, anstatt ihn in den Augen seiner Gefolgsleute und Anhänger zum Idol werden zu lassen.

Für den durchschnittlichen Römer aus guter Familie mußte die Vorstellung, die Liebe zu einer Frau den Pflichten gegenüber Vaterland oder Karriere vorzuziehen, ebenso empörend wie degenerierend erscheinen. Selbst später in den Jahren des Zerfalls des Reiches, als raffinierte Frauen ihre Bewunderer in den Bankrott getrieben hatten, hatte nie eine Frau versucht, das Staatsschiff zu lenken. Die Idee war in dieser zurückgebliebenen Welt einfach nicht denkbar.

Folglich bezweifelte Elspeth auch, daß Titus so schwachköpfig sein sollte, daß er zwischen den beiden ri-

valisierenden Prinzessinnen Freundschaft erstrebte. Wenn man seine ausdruckslosen Züge betrachtete, konnte man fast meinen, daß er im Augenblick beide Frauen einer grausamen Prüfung unterzog.

Er spielte sie ganz bewußt gegeneinander aus, mit sich selbst als Preis, vielleicht mit dem Ziel, daß eine von ihnen die andere vernichtete, ehe er selbst zwischen ihnen hin und her gerissen wurde. Wenn Elspeth die Aussichten bedachte, die gegen ihre Freundin Berenice sprachen, dann empfand sie Ärger über den künftigen Kaiser. Gleichzeitig mußte sie ihn aber bewundern. Dies war wirklich ein eines Kaisers würdiges Manöver, selbst wenn es hier um eine Angelegenheit seines Privatlebens ging.

Berenice tat so, als sähe sie die Amazone überhaupt nicht, und meinte, zu Titus gewandt: „Die Berichte über den Zustand deines Vaters, Hoheit, sind nicht gerade ermutigend. Ich hoffe, daß er bald gesund wird.“

Titus zuckte die Achseln und erwiderte: „Mein Vater ist alt und seine Feldzüge und die Sorge um den Staat haben ihm viele Strapazen auferlegt. Ich fürchte, ich kann nicht mehr auf seine Genesung hoffen. Es ist deshalb wichtiger, daß alle, die mir nahestehen, füreinander Freundschaft empfinden und sich gegenseitig unterstützen.“

„Wir hören, Hoheit“, sagte Berenice. Elspeth folgte ihrem Blick, der auf Ana Martina und Domitianus gerichtet war, der etwas hinter Titus stand. Sie sah den abschätzenden Blick, den die gallische Juno dem jüngeren Bruder zuwarf und den dieser ebenso erwiderte.

Schließlich bewegte sich das kaiserliche Gefolge weiter und begann zu baden. Damit wurden einige der dahinter-

stehenden Höflinge sichtbar – und Elspeth spürte plötzlich, wie sie rot wurde. Ihr Blick war direkt auf Mack Fraser gerichtet.

7.

Einen Augenblick dachte Elspeth, sie müßte sofort ins Wasser springen. Unter Fremden unbekleidet herumzulaufen, war eine Sache. Eine ganz andere Sache war es, Mack im Evaskostüm gegenüberzutreten.

Auch ihm schien die Szene peinlich zu sein, aber nach einer Weile mußten beide lachen. Als Elspeth sah, daß niemand sich um sie kümmerte, streckte sie ihm die Zunge heraus.

Prinzessin Berenice rief ihre Sklaven herbei und ließ sich in ihr Gewand hüllen. Dann sagte sie zu Elspeth gewandt: „Wir danken dir für deine Unterstützung, Marina.“ Und dann unzeremoniell: „Komm und besuch mich morgen.“ Sie drückte ihr schnell die Hand und eilte zu einem der Seitenausgänge.

Mack drückte sich immer noch zwischen dem kaiserlichen Gefolge herum und brachte es schließlich fertig, in Elspeths Nähe zu gelangen. Mit der Schüchternheit eines Teenagers, der ein Mauerblümchen zum Tanz auffordern muß, sagte er: „Ins Wasser mit dir! So kann ich mit dir nicht reden. Und wir haben auch nicht viel Zeit.“

Jetzt wurde es wieder ernst. Elspeth sprang ins Wasser und sah sich um, um Mack in einem eleganten Hechtsprung ihr nachsetzen zu sehen. Er tauchte neben ihr auf und murmelte in englischer Sprache: „Eine verrückte Welt,

Elly!“

„Das könnte ich auch sagen“, erwiderte die Agentin und nickte in Richtung auf die rothaarige Amazone.

„Okay“, Mack war wieder ganz geschäftlich. „Ich bin verdammt froh, dich wieder zu sehen. Die Martinez hat mich gestern mit einem Flugwagen hierhergebracht. Anscheinend geht es jetzt bald los. Sie möchte mit Titus einen Handel machen, der ihr erlaubt, *Antik* in Frieden auszuplündern, damit die Wächter das Nachsehen haben.“

„Und welche Rolle spielst du dabei?“ erkundigte Elspeth sich leise.

Mack zuckte die Achseln und sah sich verlegen um, wie er es immer tat, wenn er über seine eigene Tätigkeit reden sollte. „Die Männer von Herzland sind so hoffnungslos dumm, daß diese Amazonen glauben, ich sei ein technisches Genie. Ich gehöre zu einem Art Pacht- und Leihvertrag und soll den Römern beim Bau von ein paar neuen Aquädukten oder so etwas helfen – das ist unsere Seite des Handels.“ Nach einer Weile setzte er grimmig hinzu: „Diese Herzländer beginnen langsam nervös zu werden. Ganz besonders, seit ihr neulich dort droben in Schlesien herumgeschwirrt seid.“

„Ich werde es weitergeben. Kannst du dich ungehindert bewegen?“

Mack schüttelte nachdenklich den Kopf. „Die Männer von Herzland sind so feige, daß ihre Frauen einfach nicht glauben, daß sie auch nur zu atmen wagen, ohne um Erlaubnis zu bitten. Mich hält man anscheinend für eine Art *Atavismus*. Ich glaube, ich kann tun, was mir paßt – vielleicht eine Inspektion oder so etwas.“

„Was den *Atavismus* betrifft, könnten sie recht haben“, grinste Elspeth. Dann: „Vielleicht bringst du es fertig, morgen nachmittag einen Palast auf dem aventinischen Hügel zu besichtigen. Ich warte dort auf dich.“

Mack runzelte die Stirn. „Wenn das der Palast ist, den du meinst, dann weiß ich, wo er ist. Dahinter sind wir ja her.“

„Das ist das Hauptquartier der Wächter“, erklärte Elspeth. „Ich glaube, daran könntet ihr euch die Köpfe einrennen.“

„Ich werde jedenfalls dort sein“, versprach Mack und setzte dann grinsend hinzu: „Wie erkenne ich dich wieder, wenn du angezogen bist, Mädchen?“

Elspeth spritzte ihn an und rannte aus dem Becken, ehe er sie einholen konnte. Sie winkte ihm noch einmal zu, als sie sich von Lamia in den Bademantel hüllen ließ.

„Wer war der Mann, mit dem du gesprochen hast?“ erkundigte sich die Sklavin neugierig.

„Ein alter Freund“, erwiderte die Agentin. Als sie sah, wie die Augen des pamphyllischen Mädchens aufblitzten, setzte sie hinzu: „Hände weg, Lamia.“ Sie fragte sich wieder einmal, was Mack eigentlich an sich hatte, daß er so auf Frauen wirkte. Sie ging schweigend zum Umkleide-
raum.

*

Als sie in ihre cispische Villa zurückkehrte, unterrichtete ein Haussklave Elspeth, daß eine Frau im Vorzimmer auf sie wartete. Als die Besucherin sich von dem griechischen

Stuhl erhob, war Elspeths erster Gedanke, daß sie für eine Römerin bemerkenswert groß war, selbst im Vergleich zu der rothaarigen Amazone, die sich als gallische Prinzessin ausgab. Vielleicht war das sogar eine von den Amazonen und hatte den Auftrag, sie zu beseitigen.

Elspeths Hand flog instinktiv an ihre Hüfte, wo sie während des Fluges nach Schlesien den Strahler getragen hatte. Ihre Finger berührten das weiche Tuch der Stola. Als die Besucherin sich auf sie stürzte und sie in einer wilden Umarmung beinahe erdrückte, war dies keineswegs dazu angehtan, sie zu beruhigen.

Elspeth mühte sich vergeblich, sich zu befreien, bis ihr klar wurde, daß das gar keine Frau, sondern ein Mann war. Sie riß die Kapuze herunter, die das Gesicht des Fremden verbarg und blickte in die Augen von Gnaius Laconius – Augen, die ebenso verängstigt blickten wie ihre eigenen.

„Du mußt mit mir fliehen“, sagte Gnaius, ohne sie loszulassen. „Ich bin gekommen, um dich von hier wegzuholen.“ Als Elspeth etwas sagen wollte, legte sich seine Hand über ihren Mund, und er setzte verzweifelt hinzu: „Hättest du meine Gastfreundschaft nicht mißbraucht, würde ich nicht fliehen müssen.“

Elspeth stotterte etwas Unverständliches und brachte schließlich heraus: „Ich werde nicht um Hilfe rufen, Gnaius. Aber du mußt den Verstand verloren haben.“

„Das gebe ich zu“, erwiderte er plötzlich besorgt. „Nur ein Verrückter würde dich nach all dem aufsuchen, was du mir angetan hast. Aber ohne dich bin ich verloren.“

„Du trägst es mir also wirklich nach, daß ich mir zwei kleine Andenken mitgenommen habe“, verwies sie ihn.

„Nach allem, was ich dir gegeben habe.“

Das klang so unschuldig, daß er ihr einen Augenblick zu glauben schien. Er starrte sie an, lachte schrill, stieß sie weg und schlug sich an die Stirn. „Wahrlich“, rief er aus, „das Schicksal spielt mir seltsame Streiche. Ich hatte mich schon als das Opfer einer Verschwörung gesehen, und dich, Marina, als ein trügerisches Juwel. Jetzt sehe ich, daß ich nur das Opfer eines Irrtums bin.“

„Und wie wäre es“, fragte Elspeth, „wenn du dich ...“

Er unterbrach sie mit einer tragischen Geste und erklärte: „Noch ein Grund mehr, nachdem nicht du es warst, sondern eine mir feindlich gesinnte Göttin, die mich betrog, noch mehr Grund für dich, mit mir einer Welt zu entfliehen, auf der solche Dinge möglich sind.“

Er griff nach ihren Händen und blickte ihr tief in die Augen.

Sie wandte sich ab, als sei sie verwirrt. Plötzlich sah sie, daß in seiner rechten Hand irgendein Gegenstand lag, dessen winzige Ausbuchtung zwischen den Fingern hervordrang. Plötzlich wurde ihr klar, wie verzweifelt er sein mußte.

Seine Absicht war gewesen, sie mitzunehmen oder sie zu töten, wenn sie sich weigerte. Ihre falsche Unschuld, vermutete sie, hatte sie für den Augenblick gerettet. Denn Gnaius Laconius, so erinnerte sie sich jetzt – ganz gleich, wie er auf seinem Heimatplaneten heißen mochte – war einer der Männer von Herzland, die Mack und die Amazonen gleichermaßen verabscheuten.

Wie er es fertiggebracht hatte, das Rom von *Antik* zu erreichen, war eine Frage, die sie nicht beantworten konnte.

Aber sie hatte das Gefühl, daß die Antwort ein wichtiger Bestandteil des Problems war, mit dem die Wächter sich auseinanderzusetzen hatten, und es war ihre Absicht, sie kennenzulernen.

Weshalb Gnaius verschwunden war, ließ sich leichter erraten. Offensichtlich war er, kurz nachdem sie ihn verlassen hatte, hinter ihre Schliche gekommen. Vielleicht hatte ihn auch ein Agent seiner eigenen Leute geweckt. Der Diebstahl war entdeckt worden, und der andere Agent und eine Anzahl von Straßenräubern waren zu ihrer Villa gesandt worden. Als sich herausstellte, daß sie bereits zu dem Palast auf dem Aventin unterwegs war, hatte man sie in der Nähe des murcischen Tores angegriffen.

Berenices Bemerkung, daß Gnaius am Schauplatz dieses Handgemenges gesehen worden war, schien Elspeth das zu beweisen. Zweifellos hatte er sich selbst in sicherer Entfernung gehalten und war geflohen, als die Banditen besiegt worden waren. Von diesem Augenblick an war er natürlich bei seinen eigenen Leuten in Ungnade – während sie selbst damit den Führern von Herzland aufgefallen war.

Gnaius mußte sich in der Stadt verborgen haben. Sie runzelte die Stirn und meinte: „Wenn du in solcher Gefahr bist, Gnaius, warum bist du dann in Rom? Du hättest doch fliehen können ...“

„Ich konnte nicht fliehen, ehe ich dich gesehen hatte – entweder um dich mit mir zu nehmen, oder um dir deine Schuld ins Gesicht zu sagen und dich zu töten“, erwiderte er dramatisch. „Jetzt, da ich deine Unschuld kenne, mußst du mit mir kommen. Ohne dich bin ich verloren.“

Elspeth beschloß mitzukommen. Gnaius, das stand für

sie fest, war ein viel zu schlechter Schauspieler, um der Köder einer Falle zu sein. So sagte sie ruhig: „Gut denn, Gnaius. Wohin?“

Das nahm ihm den Wind völlig aus den Segeln. Er stotterte und versuchte es ihr zu erklären. Plötzlich hielt er inne und sah sie ungläubig an. „Du kommst also wirklich mit?“

„Natürlich“, erwiderte sie. „Wenn ich dir, ohne es zu wollen, Schaden zugefügt hatte, ist es nur recht und billig, daß ich ihn wiedergutmache.“

Er sah sie erschreckt an und rief aus: „Du kommst mit mir, aber nur aus Mitleid! Und ich lasse mich von keiner Frau bemitleiden.“

Sie versuchte ihren Fehler wiedergutzumachen, indem sie sich an ihn drückte und ihm über den Arm strich. „Dein Herz sollte dir sagen, daß das, was ich für dich empfinde, mit Mitleid nichts zu tun hat.“ Was sie wirklich für ihn empfand – nämlich einzig und allein Abscheu – sagte sie wohlweislich nicht.

Das half. Er umarmte sie, was bei seiner weiblichen Kleidung ziemlich lächerlich wirkte, und küßte sie. Dann ergriff er ihre beiden Hände und sagte: „Komm – meine Sänfte wartet.“

Das war auch der Fall, und vier verkommene Burschen, die aussahen, als hätte man sie aus den Gossen der Stadt geholt, warteten daneben. Als Gnaius ihren Ekel sah, meinte er: „Du brauchst vor ihnen keine Angst zu haben.“

„Nun gut“, nickte Elspeth und nahm neben ihm hinter den Vorhängen seiner Sänfte Platz. „Wohin gehen wir, mein Lieber?“

Er sah sie an, und sie stellte fest, daß er dringend einer

Rasur bedurfte. „Meine Liebe, du darfst keine Angst haben, wenn nun seltsame oder wunderbare Dinge geschehen“, begann er. „Wahrlich, ich nehme dich auf eine märchenhafte Reise mit – eine Reise in ein Land, wo ich von königlichem Geblüt bin.“

Ihr Instinkt sagte ihr, daß sie richtig getippt hatte. Gnaius beabsichtigte, sie mit nach seiner Welt zu nehmen – vielleicht durch ein Transitionstor, das den Wächtern noch unbekannt war. Sie beschloß auf den Weg zu achten, als die Sänfte durch das aesquilinische Tor getragen wurde.

„Ich werde mich bemühen, keine Angst zu haben“, versprach sie Gnaius ernst, als sie rechts um das Tor bogen. „Aber wo ist dieses Land, das du das deine nennst? Es kann doch nicht weit von dieser Stadt sein.“

„Es ist nah und fern zugleich“, antwortete er. „Wir müssen durch ein Tor der Nacht gehen, dessen Geheimnis allein ich kenne. Sobald wir einmal diese Barriere überwunden haben, werde ich dich zu einer warmen Insel im Ozean führen, weit weg von allen heimtückischen Intrigen, wo wir beide gemeinsam Verse schaffen können, die unsere Seele erfreuen.“

„Du schmeichelst“, sagte Elspeth. Gleichzeitig stellte sie fest, daß sie in der Via Tuscalna links abgebogen waren und sich jetzt den gepflegten Vorstadtgärten näherten, die bis an die Mauern von Rom heranreichten. „Meine Geschichte ist wahrlich seltsam“, vertraute Gnaius ihr an. „So seltsam, daß ich nicht wagte, in Rom davon zu sprechen. Für die Römer bin ich nur ein wohlhabender junger Mann, der aus Utica nach Rom gekommen ist. Tatsächlich stamme ich von einer Welt, die der Welt, die du kennst, gleich-

zeitig ähnelt und auch wieder nicht ähnelt.“

„Vielleicht der Hades“, meinte Elspeth, die ihre Rolle gut weiterspielte.

„Nein, nicht der Hades und auch nicht ein anderes Land aus der Legende“, erwiderte der Dichter. „Meine Welt ist sehr real. Nur durch ein Wunder vermochte ich meinen Weg in die deine zu finden – ein Wunder, wie du es dir vielleicht nicht vorstellen kannst.“

Er fuhr mit seiner Geschichte fort – wie er, obgleich ein Prinz von königlichem Geblüt, von den Amazonen gefangen gehalten worden war, die seine Version der Erde beherrschten.

„Dann kommst du aus dem Land dieser Kriegerfrauen?“ warf Elspeth ein. „Und dorthin willst du mich bringen und mich in ihre Hände geben?“

„Nein“, erwiderte er. „Vor ihnen fliehe ich.“ Er erklärte ihr, wie ein Fremder an ihn herangetreten war – Gnaius nannte ihn einen Sohn der Götter, um ihn Elspeth verständlicher zu machen – und ihm Instrumente gegeben hatte, die es ihm erlaubten, von einer Welt zur anderen hinüberzuwechseln. Schließlich kam er zum Ende: „Aber mein Geheimnis oder ein Teil davon wurde entdeckt, ehe ich es ausnutzen konnte. Eines der Tore blieb in meinem Besitz, und durch dieses floh ich nach deiner Welt. Ich wollte den Banden entkommen, die mein Geschlecht unterdrücken.“

„Das scheint dir ja ganz gut gelungen zu sein“, meinte Elspeth und sah das Frauenkleid an, das ihr Begleiter trug.

Er verstand nicht oder wollte nicht verstehen und erwiderte: „Aber sie sind mir gefolgt und suchen den wenigen Besitz, der mir verblieben ist. Als du ihn mir als Andenken

unserer Liebe wegnahmst, hatte ich mein Leben verwirkt. Jetzt muß ich wieder fliehen.“

„Und wie glaubst du, wirst du in deiner eigenen Welt dem Tod entfliehen können?“ fragte Elspeth ihn verwirrt.

„Weil ich weiß, wo ich mich verstecken muß, sobald ich einmal durch das Tor bin“, antwortete er. „Große Teile meiner Welt wurden lange vor meiner Zeit durch Krieg verwüstet. Dennoch liegen im Herzen dieser Wüsten Gegenden, die dem Chaos entgingen, das meine Welt beinahe vernichtet hat. Wie Oasen in der Wüste sind sie grün und fruchtbar – und auf keiner Karte angegeben. Zu einer dieser Oasen möchte ich fliehen.“

Während ihr Begleiter fortfuhr, ihr das Leben in glühendsten Farben auszumalen, das ihnen bevorstand – wobei sie offensichtlich einen Großteil der schweren Arbeit tun sollte – dachte sie darüber nach, wie seltsam es doch war, daß gerade Gnaius und sie, zwei Fremde in einer Stadt von vielleicht einer Million Menschen, sich getroffen hatten.

Fünf Kilometer südöstlich der Stadt wurden sie auf ein scharfes Kommando von Gnaius von der gepflasterten Straße weg und etwa zweihundert Meter über das Feld getragen. Die Sänftenträger standen auf einem kleinen Hügel im Schatten einer hohen Pappel. Er legte seinen Arm um Elspeth und hieß die Sänftenträger nach Hause gehen.

„Komm, Carissima“, bat der Dichter, und seine weiche Stimme klang plötzlich erregt. „Wir suchen jetzt das Tor zur anderen Welt. Komm mit mir.“

Sie schritten im düsteren Licht der einbrechenden Dämmerung vielleicht einen halben Kilometer über unebenes

Terrain, bis sie ein ausgebranntes Bauernhaus erreichten, das vielleicht den Bürgerkriegen zum Opfer gefallen sein mochte und dessen Felder von Unkraut übersät waren. Gnaius führte sie in eine Scheune, deren Schindeldach teilweise zerbrochen war und ihr den Blick auf den Himmel freigab.

Die Maschine, kaum größer als ein Flugwagen in Elspeths eigener Welt, lag auf dem Boden. Abgesehen von der Größe unterschied sie sieb erheblich von allen Fahrzeugen, die Elspeth bisher gesehen hatte. Die Maschine war offensichtlich mehr für den Flug als für die Fahrt auf dem Boden bestimmt, besaß aber dennoch eine große Anzahl kleiner Räder. Äußerlich erinnerte sie an ein Motorboot und besaß einen scharf zugespitzten Bug und ein flaches Heck, aus dem eine Anzahl Düsenrohre hervorragten.

Die Kanzel war klein, gewährte ihnen beiden aber genug Raum. Das Schaltbrett war erstaunlich einfach angelegt. Die Agentin lehnte sich in ihrem Sitz zurück und sah ihrem Begleiter zu, wie er das Fahrzeug in Gang setzte. Er warf einen schnellen Blick auf sie, legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm und sagte: „Keine Angst – du brauchst nichts zu fürchten.“

Gnaius fuhr geschickt und beinahe lautlos rückwärts aus der Scheune, schwang den scharfen Bug des Bootes herum und startete. Elspeth konnte jetzt gut verstehen, weshalb Mack damit rechnete, daß Herzland unter Umständen sogar die Wächter besiegen konnte. Jedenfalls war die Maschine weiter fortentwickelt als irgend etwas, was sie je auf einer der anderen Welten gesehen hatte.

Die Beschleunigung war beinahe überhaupt nicht zu

merken, der Flug war fast lautlos, und eine Vibration gab es praktisch nicht. Sie schwebten hoch über den breiten Pontinischen Sümpfen und einmal sogar kurz über dem Mittelmeer. Nach wenigen Minuten hatten sie die Bucht von Neapel erreicht.

Erst jetzt empfand Elspeth Angst. Sie hatte tatsächlich den Eindruck, daß Gnaius beabsichtigte, gegen den Abhang des Vesuvs zu prallen, so steil drückte er das Boot in die Tiefe.

Er mußte ihre Spannung gefühlt haben, denn er lächelte kurz. „Ich verspreche dir“, wiederholte er, „du brauchst keine Angst zu haben. Du bist wirklich sehr tapfer, Carissima.“

„Freilich“, sagte Elspeth und klammerte sich an ihrem Sitz fest, als der Berg ihnen entgegenraste, „die reinste Heldin.“

Er runzelte die Stirn und drückte den Wagen noch weiter hinunter, bis er beinahe unmittelbar über dem Kraterrand schwebte. „Manchmal bist du ein Rätsel für mich, Marina. Du bist jetzt ganz anders als vorher.“

„Nun, jedenfalls habe ich keine Lust, Selbstmord zu begehen – nicht einmal in einem Vulkan“, erwiderte sie und stieß einen Schrei aus, als die Wände des Kraters selbst langsam neben ihnen aufstiegen. Plötzlich wurde ihr bewußt, welches Datum sie hatten. Soweit sie sich erinnerte, war es auf *Antik* ungefähr achtzig nach Christus. Zum erstenmal erinnerte sie sich, daß der Ausbruch des Vesuvs, der Pompeji und Herkulaneum zerstört hatte, in den meisten der anderen Welten um neunundsiebzig nach Christus stattgefunden hatte. Diese Erinnerung war nicht gerade be-

ruhigend, besonders nicht, wenn, wie gerade jetzt, geisterhafte Dampfschwaden um sie aufstiegen und im Scheinwerferkegel des Flugwagens gelb und schwefelig schimmerten.

Sie überlegte gerade, ob sie den Piloten überwältigen und den Flugwagen wieder aus dem Krater steuern sollte, als sie auf einem Felsvorsprung zu stehen kamen. Sie sah ihren Begleiter fragend an, der gerade eine Uhr auf dem Instrumentenbrett studierte. Sie hatte zwanzig Stunden-Einteilungen und dazu Ziffern, die den bekannten arabischen Ziffern ihrer Welt nur entfernt glichen.

„Was nun?“ fragte sie ihn und überlegte im stillen, ob er den Verstand verloren hatte.

„Einen Augenblick müssen wir warten – und dann eine neue Welt!“ war seine Antwort. Er zog sie an sich und küßte sie.

Die Aussicht wirkte auf sie nicht gerade begeisternd. Der Gedanke, die Transition zwischen zwei Welten mit einem solchen Nichtwisser wie Gnaius zu wagen, machte ihr wirklich Angst. Man hatte ihr, ehe sie ihre Mission auf Antik begann, erklärt, daß die Welten Antik und Herzland unmittelbar parallel zueinander lagen, wodurch direkte Transitionen zwischen ihnen möglich waren.

Es war nicht schwer, sich den Vesuv als Transitionspunkt vorzustellen. Zweifellos hatte der uralte Berg schon einige geologische, aber auch historische Katastrophen gesehen, und das war eine der Voraussetzungen für einen Transitionspunkt. Dann spürte sie plötzlich, wie all ihre Nerven zu vibrieren begannen. Ganz gleich, was man von Gnaius hielt, er hatte jedenfalls die Zeit für seine Ex-

pedition gut gewählt. Die Transition würde jeden Augenblick erfolgen. Zu ihrer Überraschung fand sie sich immer noch in seinen Armen. Sie schob ihn von sich und wartete gefaßt auf die Prüfung, die ihr nun bevorstand.

Dann wurde es dunkel um sie – nicht die Dunkelheit der Nacht und auch nicht die des Kraters, sondern eine völlig undurchdringliche Dunkelheit, die jedesmal auftrat, wenn man den Sprung zu einer anderen Welt wagte. Elspeth kam es wie immer vor, daß sie nicht mehr atmen konnte, und doch atmete sie, als die Zeit langsam dahinstrich. An ihrer Seite konnte sie die Zähne ihres Begleiters klappern hören, und sie unterdrückte den Impuls, ihm zu sagen, er brauche keine Angst zu haben.

Dann, als die Dunkelheit beinahe nicht mehr erträglich erschien, wurde es wieder hell. Sie ruhten auf einer Kraterschwelle des Vesuvs, und der Mond und die Sterne leuchteten auf sie herunter und enthüllten rings um sie ein ausgewaschenes und erodierendes Panorama.

Weit unten in dem großen Bogen der Bucht schimmerten einige wenige Lichter – wenig sogar nach dem Begriff von Neapel aus der Zeit von *Antik*, das sie vor so kurzer Zeit überflogen hatten. Die Landschaft um sie wirkte so verlassen, daß sie unwillkürlich an eine Walpurgisnacht denken mußte. Gnaius lachte plötzlich, und sein Lachen hallte weithin und klag triumphierend. „Endlich, Carissima“, rief er, „das ist meine Welt!“

„Von hier aus sieht es aber gar nicht nach Oase aus“, meinte Elspeth und schob ihn von sich. „Das wirkt alles so verlassen.“

„Das ist es auch, Marina“, erwiderte er. „Das ist es auch,

abgesehen von den wenigen verbotenen Stellen in den großen Wüsten. Komm, laß uns starten und in unser eigenes Paradies fliegen.“

Elspeth begann sich nun wirklich Sorge zu machen. Jetzt war die Zeit, sagte sie sich, um zu entfliehen. Sie hatte ein Tor gefunden und es passiert. Ihre Aufgabe war jetzt, durch dieses Tor zu Mack und Commander de Mestres nach Rom zurückzukehren, um seine Existenz zu melden.

Sie öffnete die Kabinentür und glitt aus der Maschine, ehe der Dichter sie ergreifen konnte. Er schrie verblüfft auf und sie sah, wie er hinter ihr her rannte und dabei nach seinem winzigen Strahler griff. Ob er es wohl fertigbringen würde, sie zu töten?

Aber sie wollte es nicht darauf ankommen lassen. Als seine Füße den Boden erreichten, stellte sie ihm ein Bein, zog ihm die Stola über den Kopf und versetzte ihm einen Handkantenschlag auf das Gelenk, daß er mit einem Schmerzensschrei die Waffe fallen ließ.

Bis er sich aus seiner Stola befreit hatte, hielt Elspeth bereits die Waffe in der Hand und richtete sie auf ihn. „Also mein lieber Freund“, meinte sie in englischer Sprache, „jetzt halt dich hübsch ruhig.“

Er starrte sie erschreckt an, und ihr wurde klar, daß er sie nicht verstanden hatte. Sie wiederholte ihren Befehl in lateinischer Sprache und empfand beinahe Bedauern, als er förmlich zusammensackte.

„Dann hast du also die ganze Zeit nur mit mir gespielt“, sagte er bleich und niedergeschlagen.

„Gespielt!“ rief sie. „Ich habe meinen Auftrag ...“ Sie hielt inne, als sie einen zweiten Flugwagen nahen sah.

Er kam so schnell näher, daß sie kaum Zeit hatte, sich hinter dem Fahrzeug des Dichters zu verbergen, ehe er knirschend im Kies landete. Zwei hochgewachsene Frauen sprangen heraus und sagten etwas zu Gnaius, das ihn förmlich zu lähmen schien. Er stammelte, wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus.

Eine der Frauen, offensichtlich die Anführerin, lachte. Sie sagte zu ihrer Gefährtin ein paar Worte in einer Sprache, die Elspeth nicht verstand. Dann trat sie vor und schlug Gnaius mit einem einzigen Schlag nieder. Die beiden Frauen stopften den unglücklichen Poeten in ihren Wagen. Dann stieg die Anführerin ein und startete. Die andere ließ sie zurück, um Gnaius' Wagen zu bewachen. Von Elspeths Anwesenheit hatten sie nichts bemerkt.

8.

Die Amazone lehnte sich an die Elspeth abgewandte Seite des Wagens. Nach einer Weile begann sie in einer tiefen Altstimme eine unbekante Melodie zu summen. Die Agentin fragte sich, welches Schicksal wohl auf Gnaius Laconius warten mochte. Wenn er wirklich ein Mitglied einer wichtigen Familie war, wie es den Anschein hatte, wenn einer der ersten Wächter, der Herzland besucht hatte, ihn ausgewählt hatte, dann würde er wahrscheinlich irgendwo interniert werden, Er tat Elspeth nicht leid. Der Dichter war zu weltfremd, als daß man ihm erlauben konnte, ungehindert zwischen den Welten herumspringen.

Ein Fuß scharrte auf dem Kies, dann noch einer. Das Summen hörte auf. Die Wächterin schickte sich an, einen

Rundgang um das Fahrzeug zu machen. Elspeth unterdrückte ihren Impuls davonzurennen. Sie hob den Strahler und versuchte sich einzureden, daß sie unter diesen Umständen keine Bedenken haben durfte, die Feindin zu töten.

Und doch war sie nicht fähig, den Abzug durchzuziehen, als die Amazone am Bug des Luftwagens auftauchte. Beide Frauen standen ein oder zwei Sekunden lang wie erstarrt da und sahen sich an. Und dann fuhr die Hand der Amazone an den Gürtel.

Jetzt schoß Elspeth – und wandte sich schnell von der Toten ab, die vor ihr auf dem Boden lag. Sie rannte in das Flugboot und versuchte verzweifelt, die Steuerung zu betätigen, um das Fahrzeug umzudrehen. Mehr als einen Hebel gleichzeitig wagte sie nicht zu betätigen, da sie Angst hatte, sie könnte die Maschine in den erkalteten Vulkankrater stürzen und damit für immer das Tor zwischen den Welten verlieren. Nach ein paar verzweifelten Augenblicken blieb sie sitzen. Sie schauderte.

Erst jetzt sah sie die Lichter der sich nähernden Flugwagen, die alle Kurs auf den Berggipfel genommen zu haben schienen. Offensichtlich hatte Gnaius ausgeplaudert – und sie kamen jetzt, um sie zu holen. Mit einem Gefühl, als säße sie auf einem zusammenbrechenden Wolkenkratzer, saß Elspeth hilflos da und starrte den immer näher kommenden Lichtern entgegen.

Ihr ganzes Geschick hing von dem Rhythmus der Transition ab. Wahrscheinlich würde sie innerhalb von Minuten erfolgen – aber es konnte auch Tage oder Wochen dauern. Die Zeit hing ganz von der Frequenz des Tores selbst ab und diese wiederum von seiner Wichtigkeit als Wahr-

scheinlichkeitspunkt. Als sie so dasaß und die Lichter der Flotte näherkommen sah, fühlte sie, wie ihr der Schweiß auf der Stirn ausbrach und ihr beißend in die Augen rann.

Sie dachte an Mack und schlug in einem plötzlichen Anfall blinder Wut mit der Faust auf das Armaturenbrett.

Dabei traf sie einen Knopf, der das Fahrzeug zu einer langsamen Drehung veranlaßte.

Aus dem Bug eines der näher kommenden Schiffe zuckte eine blaue Flamme, und neben ihr barst ein Felsbrocken. Sie sah ihren winzigen Strahler an und warf ihn auf den Boden.

Die Bewegung des Flugwagens hielt inne – und wieder war es schwarz um sie, während gleichzeitig ein Flammenmeer über sie hereinzubrechen schien. Sie schauderte, dachte wieder an Mack und fragte sich, ob sie ihn wohl je wiedersehen würde. Sie beschloß – sollte sie ihn wirklich wiedersehen – ihm zu zeigen, was sie für ihn empfand, ihn spüren zu lassen, daß sie ihm vertraute – ja, daß sie ihn liebte. Und dann wurde es wieder hell, und sie befand sich auf dem Felsvorsprung im Krater des Vesuv von *Antik* – der Flugwagen drehte sich immer noch, drehte sich auf den Rand zu ...

Elspeth schrie auf und hastete durch die Tür – gerade noch rechtzeitig, ehe die Maschine in dem Krater unter ihr verschwand. Einen langen Augenblick lehnte sie sich an die Kraterwand hinter sich und zitterte. Sie war so schwach, daß sie nicht fähig war, auch nur einen Finger zu bewegen.

Sie verfluchte ihre unbequeme römische Frauenkleidung und begann den langen schwierigen Aufstieg aus dem Vul-

kankrater, überzeugt, daß dieser jeden Augenblick ausbrechen und sie in kochende Lava einhüllen würde. Schwefeldämpfe machten sie husten und trieben ihr das Wasser in die Augen, und die scharfen Steine schnitten tiefe Wunden in ihre Fußsohlen und Hände.

Und dennoch schaffte sie es irgendwie. Endlich lag sie draußen auf dem Boden jenseits des ungeheuren Schachtes, der sie beinahe lebendig verschlungen hätte. Nach einer Weile stand sie auf und begann taumelnd und schwankend den Abhang hinunter zu torkeln.

Ohne Gnaius' Luftwagen brauchte sie beinahe zwei Tage, um nach Rom zurückzukehren. Vielleicht hätte sie es überhaupt nicht geschafft, hätte nicht ein freundlicher Senator, der zu einer dringenden Sitzung in die Hauptstadt mußte, sich ihrer erbarmt und ihr einen Platz in seiner Sänfte angeboten. Er war ein Mann in mittleren Jahren und interessierte sich offenbar mehr für seine Viehzucht und seine Olivenernte als für die Intrigen der Stadt.

Aber der Kaiser lag im Sterben, und es war notwendig, daß der Senat eine Sitzung abhielt, um die für die Leichenfeierlichkeiten benötigten Gelder zu bewilligen und Titus als seinen Nachfolger zu bestimmen, um damit wenigstens der äußeren Form des schon lange zum Ritual gewordenen republikanischen Gesetzes Genüge zu tun. Dennoch schien er für den neuen Klatsch Interesse zu haben, den Elspeth ihm zutrug.

Der zweite Nachmittag seit ihrer Flucht aus dem Krater war vergangen, als sie müde, niedergeschlagen und in zersetzten Kleidern wieder vor den Bronzetüren ihrer Villa stand. Dennoch war sie entschlossen, sofort zu der Villa

auf dem Aventin zu eilen, um dort bei Commander de Me-
stres Bericht zu erstatten. Das Transitionstor im Vesuv war
für die Herzländer kein Geheimnis mehr und konnte in die-
ser Nähe Roms leicht den kriegerischen Amazonen dieser
ausgebrannten und doch aggressiven Welt als Tor für eine
Invasion nach Italien selbst werden.

Und da war natürlich auch noch Mack. Wahrscheinlich
würde er sich über sie ärgern, weil sie ihn neulich hatte
stehen lassen – aber sie mußte ihm eben erklären, was ge-
schehen war. Wahrscheinlich würde er sie schelten, weil
sie ein solches Risiko allein auf sich genommen hatte. Und
dann würde die Szene folgen, von der sie geträumt hatte,
während sie die Transition von Herzland nach *Antik* ge-
macht hatte: Die Erklärung, die ihren langen Kriegszustand
beenden würde.

Sie fragte sich, wo Lamia sein mochte, als sie sich ihrem
eigenen Zimmer im Oberstockwerk näherte – und erstarrte
auf der Schwelle.

Lamia saß neben Mack auf ihrem eigenen Diwan. Ein
Tisch war neben die Liegestatt gerückt, und darauf standen
zwei Krüge mit dem besten Falerner des Plinius – einer
davon offensichtlich leer – und eine Schale mit Früchten.

Mack sah sie zuerst und hob grüßend die Hand. Offen-
sichtlich hatte er ziemlich viel getrunken, denn er grinste
und sagte in englischer Sprache: „Besser spät als nie,
Elspeth. Komm.“

Da sah auch Lamia ihre Herrin und sprang mit einem
kleinen Aufschrei von dem Diwan. Als sie den Zustand
ihrer Herrin sah, blieb sie stehen. Das Mitleid gewann die
Oberhand über die Furcht. „Herrin, du bist verletzt!“

keuchte sie.

„Das mußt gerade du mir sagen!“ erwiderte Elspeth. Sie gab dem Mädchen eine Ohrfeige, daß dieses zurücktaumelte und musterte dann Mack mit flammenden Augen. „Was zum Teufel hast du hier zu suchen?“

„Um es genau zu sagen“, erwiderte er grinsend, „verstecke ich mich hier. Die liebe Ana scheint hinter mir her zu sein, und es war verflixt schwer, überhaupt durchzukommen. Die ganze Stadt steht Kopf, seit der Kaiser tot ist.“ Er kniff die Augen zusammen. „He, Elly, du siehst ja ziemlich mitgenommen aus. Da, nimm einen Schluck, daß du wieder zu Kräften kommst.“ Er hielt ihr den Krug hin, aber sie schlug ihn ihm aus der Hand.

Lamia, die in der Ecke kniete, rief: „Herrin, ich wollte nicht, aber als Macronius Frazius gestern abend kam, wollte er unterhalten sein.“

Elspeth fühlte, wie der Ärger, den sie über das schluchzende Mädchen empfand, nachließ. Sie hob sie auf und befahl: „Mache mein Bad fertig“, dann wandte sie sich wieder Mack zu und meinte, als das Mädchen den Raum verlassen hatte: „Ich hatte vergessen, was du für ein Schwere-nöter bist.“

Er zuckte die Achseln und meinte: „Sie ist wirklich nett. Was hätte ich tun sollen, während du mit deinem kleinen Dichter weg warst? Du weißt ja, daß ich diese Sprache nicht einmal lesen kann.“

Sie entschied, daß jetzt keine Zeit für persönliche Probleme war. „Ich muß sofort zu Commander de Mestres“, erklärte sie. „Ich habe ein neues Tor im Vesuv gefunden.“

„*Im Vesuv!*“ Die Wirkung des Weines schien schlagar-

tig nachzulassen, als sein praktischer Sinn sich des Problems bemächtigte. „Du willst sagen, daß du durch den Krater nach Herzland gekommen bist?“

Sie nickte. „Und was noch viel schlimmer ist – die Herzländer kennen das Tor auch. Vielleicht benutzen sie es selbst.“

„Es würde mich nicht wundern, wenn sie dies schon getan hätten“, meinte Mack ruhig. „Aber wie zum Teufel sollen wir jetzt zu dem aventinischen Palast kommen? Titus hat heute morgen vier Legionen darum aufgestellt.“ Er hielt inne und fügte hinzu: „Ein netter Kerl, dieser de Mestres.“

Elsbeth gab keine Antwort. Sie mußte Commander de Mestres eine wichtige Botschaft bringen, aber wenn der Palast belagert wurde, war es ihr nicht möglich, auf diesem Weg die Wächter zu verständigen. Das Problem blieb ungelöst, während sie im Bad saß und sich von Lamia bedienen ließ. Sie sprach mit der Sklavin nur das Nötigste, und auch diese schien sich zu scheuen, das Wort an ihre Herrin zu richten.

Erst als sie mit der Massage fertig war, platzte sie heraus: „Herrin, wenn ich dich beleidigt habe, tut mir das wirklich leid.“

Elsbeth blickte zu dem Mädchen auf und meinte erleichtert: „Ich bin dir nicht böse, Lamia, aber ich würde gern unserem gemeinsamen Freund nebenan den Hals umdrehen.“

Dann kam ihr plötzlich eine Idee. Sie setzte sich auf und sagte: „Lamia, meinst du, daß du dem fremden Mann im aventinischen Palast eine Botschaft bringen könntest?“

Sofort blitzten die Augen des Mädchens eifrig. „Wenn es dir etwas hilft, Herrin ...“, meinte sie unterwürfig, aber man sah ihr an der Nasenspitze an, daß das Abenteuer sie reizte. Elspeth schrieb schnell eine kurze Notiz in englischer Sprache, in der sie dem Commander von dem Tor im Vesuv berichtete und zugleich ihrer Furcht Ausdruck verlieh, daß die Herzländer auf diesem Wege eine Expedition nach Italien durchbringen könnten.

Als Lamia gegangen war und Elspeth sich umgekleidet hatte, ging sie in den Speisesaal hinunter, wo Mack auf sie wartete. Er war inzwischen nüchtern geworden und machte einen leicht verkaterten Eindruck auf sie. „Hoffentlich bist du mit dem Mädchen nicht gar zu böse umgesprungen“, sagte er. „Ich glaube, ich habe mich ziemlich dumm benommen, aber ich wußte ja nicht, daß dieser komische Dichter eine dienstliche Bekanntschaft von dir war.“

„Lamia erledigt gerade einen Botengang für mich“, erklärte die Agentin. Und dann fragte sie: „Mack, was ist eigentlich mit diesen Leuten? Wie lange warst du bei ihnen?“

„Vielleicht vier Monate“, erklärte er. Dann machte er sich über den Braten her und seufzte. „So läßt es sich leben, Elly. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für ein Fraß einem von diesen Amazonen vorgesetzt wird. Du hast es gut.“

„Du hast leicht reden“, verwies ihn Elspeth. „Aber wie bist du denn überhaupt bei ihnen angekommen?“

„Das war alles ziemlich improvisiert“, erklärte er. „Der erste Wächter, der Herzland erreichte, geriet mitten in eine radioaktiv verseuchte Zone, ehe er überhaupt wußte, wie

ihm geschah, und zog sich ziemliche Verbrennungen zu. Wenn er vor Schmerz nicht schon halb verrückt gewesen wäre, hätte er bestimmt keinen Mann als Lokal-Agenten ausgesucht. Aber er lag schon im Sterben und delegierte seine Aufgabe an irgendeinen dekadenten Prinzen, dem nichts Besseres einfiel, als sein Wissen für seine privaten Zwecke einzusetzen.“

„Ich weiß“, sagte Elspeth leise und dachte an Gnaius.

„Aber du weißt nicht, wie Herzland wirklich ist“, erwiderte Mack. Ein Schauer überlief ihn. „Meist verbrannte Erde, sonst nichts. Eine Welt, die sich selbst durch Krieg vernichtet hat. In einigen der verbotenen Regionen gibt es noch Leben – und das umfaßt Asien, Afrika, den amerikanischen Kontinent, Australien, England und Antarktika – aber schön anzusehen ist es nicht.“

„Mutationen?“ fragte Elspeth und schauderte selbst.

Er nickte. „Ja. Und alle sind am Verhungern. Einige Maschinen haben sie noch – großartig, das muß der Neid ihnen lassen. Du hast ja selbst einen Vorgeschmack davon bekommen.

Aber um auf mich selbst zu kommen – ich ging also in Schlesien durch das Tor und gab mich als Bewohner der Grenzprovinzen aus“, erklärte er und häufte sich noch einmal Braten auf den Teller. „Ich hatte ein paar kleine Säckelchen mitgebracht, die auffielen und wurde bald als männliches Genie – und das bedeutet dort besonders viel – bestaunt.“

„Kluges Kind“, spottete Elspeth. Mack funkelte sie an und fuhr dann fort:

„Damit wir uns richtig verstehen, Elly – als gleichbe-

rechtigt wird ein Mann von den Damen von Herzland nie anerkannt. Sie nahmen mich aber auch aus dem Grunde nicht ganz für voll, weil ich ja allein gekommen war. Die große Frage war nur, ob mehr von meiner Sorte auftauchen würden. Als ich dann den Posten als technischer Berater für die Minen in Schlesien bekam, kam ich langsam dahinter, was da eigentlich vorging.

Der Idiot, den unser Pionier zum Wächter gemacht hatte, hatte natürlich alles ausgeplaudert und war dann durch ein anderes Tor verschwunden. So blieb nur das Tor in Schlesien. Aber das reichte auch. Es befand sich unmittelbar über dem letzten erschöpften Uranlager von Herzland, und die Martinez kam auf die Idee, eine Expedition durch das Tor zu schicken, und die Uranvorräte ihrer Welt aus den Lagern von *Antik* aufzufüllen.

Ich verdrückte mich schleunigst und erstattete Mr. Horrelle Bericht, bekam aber sofort den Auftrag, wieder zurückzugehen und weiter zu kundschaften. Ich half also bei der Einrichtung der Bergwerke, während die Martinez sich umsah und feststellte, daß diese Welt wesentlich freundlicher war als die ihre und vielleicht eine ganze Menge weiterer Uranminen haben konnte. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich nichts von den Minen im Kongo oder im nordwestlichen Kanada erwähnte.

Sie machte eine Reise und kam in Frankreich – oder Gallien, wie man hier sagt – mit diesem Titus zusammen“, fuhr Mack fort. „Und von da an überstürzten sich die Dinge. Sie sandte ein paar Spione nach Rom – einige von den Herzländern verstehen sich ganz gut darauf – und stellte fest, daß ihr verschwundener Prinz sich hier versteckte.“

Elspeth nickte und lenkte dann das Gespräch auf ihre eigenen Probleme. Mack schüttelte den Kopf und meinte: „Wir müssen de Mestres verständigen. Ich konnte zum Glück noch mit ihm sprechen, ehe meine Chefin Argwohn zu schöpfen begann. Einer von ihren verdammten Spionen sah, wie wir beide uns im Bad unterhielten, und es scheint, daß auch du schon ihren Argwohn erweckt hast.“

„Schade“, meinte Elspeth. „Ich frage mich nur, warum sie hier noch nicht angegriffen hat. Sie weiß doch bestimmt, daß du bei mir bist.“

Mack zuckte die Achseln und meinte: „Du hast die letzten paar Tage die Stadt nicht gesehen. Seit dem Tod des Kaisers ist sie wie ein Tollhaus: Menschenmassen, Spiele, öffentliche Opfer, Paraden, Betrunkene, Banditen – das reinste Chaos. Besonders viele Leute wird sie wahrscheinlich nicht hier haben – und die, welche hier sind, haben sicherlich alle Hände voll Arbeit, daß sie sich nicht um zwei lästige Typen wie uns beide kümmern können.“

In diesem Augenblick trat eine Sklavin ein und teilte mit, daß die Prinzessin Berenice Einlaß verlangte. Elspeth gab einige Anweisungen in lateinischer Sprache, und als die Sklavin davongerannt war, sah Mack sie mit widerstrebender Bewunderung an. „Du schnatterst wirklich wie eine Eingeborene“, grinste er.

„Das ist der Vorteil, wenn man eine gute Schule besucht hat“, gab sie zurück. „Wenn du auch nichts für tote Sprachen übrig hast, mußt du doch zugeben, daß man sie manchmal ganz gut gebrauchen kann.“

„Vielleicht“, erwiderte Mack, „aber es ist schon ein großer Zufall, daß es so eine Welt überhaupt gibt.“

Die Prinzessin kam ohne besonderes Zeremoniell herein und sank auf einen Diwan. „Astarte sei gedankt“, stöhnte sie, „ich hatte schon vergessen, daß es noch so etwas wie Essen gibt.“

Erst als sie ihren Hunger gestillt hatte, fand Elspeth Gelegenheit, sie Mack vorzustellen, der, ohne ein Wort zu sagen, würdevoll nickte.

Nachdem die Prinzessin ihn eine Zeitlang prüfend gemustert hatte, erkundigte sie sich: „Ist dein Gast ein stummer Barbar, daß er nicht redet? Er muß eine wahre Erleichterung für dich sein nach dem armen Gnaius. Hast du einmal wieder von ihm gehört?“

„Nichts, Hoheit“, sagte Elspeth. „Ich habe Angst um ihn.“ Dann mit einem Seitenblick auf Mack: „Macronius Frazius ist ein alter Freund von mir. Er ist kein Barbar, aber er spricht nicht Latein.“

Die Prinzessin hob erstaunt die Brauen. „Kein Barbar, und doch spricht er nicht die Sprache der Zivilisation? Kommt er von Cathay?“

„Was zum Teufel redet ihr hier?“ wollte Mack wissen.

Elspeth lachte und erklärte: „Prinzessin Berenice interessiert sich für dich. Ich versuche zu erklären, weshalb du nicht redest.“

„Man könnte meinen, ich wäre eine Jahrmarksfigur oder so etwas“, murrte Mack mit süßsaurem Gesicht.

„Was ist das für eine seltsame Sprache, die du mit deinem Freund sprichst?“

„Ein Dialekt aus einer fernen Provinz Britanniens“, erklärte die Agentin. „Macronius stammt von dort, und wir hatten beide als Kinder den gleichen Lehrer.“

„Eine seltsame Sprache“, sinnierte Berenice. „Aber im Augenblick werden viel fremde Sprachen in Rom gesprochen. War dieser junge Mann nicht im Gefolge von Prinzessin Ana Martina?“

„Ganz richtig“, nickte Elspeth. „Aber er ist ihr nicht freundlich gesinnt. Er verbirgt sich vor der Prinzessin und ihrem Gefolge.“

„So ist das also!“ sagte Berenice nach einem durchbohrenden Blick auf den Gegenstand ihrer Unterhaltung. Dann zuckte sie die Achseln. „Vielleicht kann er uns helfen, und das hoffe ich auch von dir – ich meine in meinem Feldzug gegen diese Barbarin. Ich fürchte nämlich um meine Stellung in Rom. Es geht sogar das Gerücht, daß Titus diese barbarische Hexe in meinem Palast einquartieren will.“

Plötzlich kam Elspeth ein Gedanke. Sie erinnerte sich der Blicke, die die Amazone in den Bädern mit dem jüngeren Bruder des Kaisers gewechselt hatte. Domitian, so viel wußte sie aus den umlaufenden Gerüchten, war eifersüchtig und ehrgeizig, ein junger Mann, der ungeduldig auf seine eigene Chance wartete, den Thron zu beanspruchen. Vielleicht ließ sich daraus etwas machen.

Sie warf Berenice einen Blick zu. „Wie wäre das – wenn Domitian einen Brief von ihr bekäme, in dem er aufgefordert wird, sich mit ihr zu treffen. Wenn dann irgendein vertrauter Diener Titus im letzten Augenblick warnte – aber nein, das wäre zu plump.“

„Du hast es also auch gesehen, in den Bädern“, meinte Berenice langsam, und in ihren Augen flammte wieder die Hoffnung. „Ich dachte schon, meine Augen hätten mich getäuscht. Marina, du bist wirklich eine wahre Freundin.“

Daß ich nicht selbst auf den Gedanken gekommen bin ...“

Sie stand auf und umarmte sie. Elspeth wunderte sich, wie grazil und zerbrechlich die Prinzessin wirkte. Und doch brannte in ihr ein unbezähmbarer Wille, um den mancher Mann sie beneiden mußte.

Sie begleitete ihren Gast an die Tür, während Mack unsicher hinter ihnen herging. Als die Prinzessin in der Sänfte saß und ihr zuwinkte, erwiderte sie den Gruß. Sie stand immer noch unter der Tür, als das Bündel, das von irgendwo außerhalb des Lichtkreises der Fackel geworfen war, mit einem schrecklichen Klatschen vor ihren Füßen landete und in den Gang rollte. Sie zuckte unwillkürlich zurück und schrie leise auf.

Die Augen traten ihr aus den Höhlen, als sie sah, wie Mack das Bündel öffnete. In ihm befand sich Lamias Kopf!

9.

Die Ereignisse der nächsten Stunden kamen Elspeth wie ein böser Traum vor – dramatisch, furchtbar und unentrinnbar. In dem Augenblick, als sie und Mack das leblose Antlitz der Sklavin sahen, die noch vor wenigen Minuten so lebendig gewesen war, wußte Elspeth, daß sie in der Falle saßen.

Die Invasoren von Herzland schienen sie völlig eingekesselt zu haben. Jetzt, da sie über das Transitionstor in der Nähe Roms verfügten, waren sie natürlich dem Kontingent der Wächter in dem Palast auf dem Aventin himmelweit überlegen. Mit der Unterstützung von Titus und seinen Legionen in der Hauptstadt selbst, dank der erfolgreichen In-

trige der Martinez, hatten sie die Streitkräfte von de Mestres abgeriegelt, so daß es unmöglich war, ihnen eine Meldung über die Vorgänge außerhalb ihrer Festung zukommen zu lassen.

Wenn die Truppen des Commanders irgend etwas unternahmen, würden die Herrscher von *Antik* nur noch aufgebracht gegen sie sein und ihren Pakt mit den Räufern von Herzland stärken. Es würde nicht lange dauern, bis sie die riesigen Rohstoffvorräte auf diesem Planeten entdeckten – selbst in Regionen, die in Herzland selbst schon seit so langen Zeiten unzugänglich waren, daß man sie dort schon praktisch vergessen hatte.

Mack, der wieder aus seiner Starre erwacht schien, forderte sie entschlossen auf: „Komm, Elly – wir müssen hier schleunigst verschwinden.“

„Aber wohin?“ fragte die Agentin hilflos.

„Wir *müssen* eine Nachricht zu de Mestres durchbringen“, sagte Mack.

Elspeth schüttelte den Kopf. „Natürlich müssen wir das – aber wir haben doch keine Chance – *wir* nicht. Ich schlage vor, wir überlassen das Berenice. Sie hat immer noch einige Freunde und ihren Einfluß. Wenn überhaupt jemand zu de Mestres durchdringen kann, dann ist sie das. Vielleicht nicht die nächsten ein oder zwei Tage, aber bald – bei dem Zustand, der jetzt in der Stadt herrscht.“

„Okay“, sagte Mack. „Aber was unternehmen wir in der Zwischenzeit? Hier sitzen und warten, daß man uns abschlachtet?“

„Mack!“ sagte Elspeth, „Mack – wir müssen zu diesem Tor im Vesuv und es irgendwie verstopfen. Stell dir doch

vor, wenn wir nicht rechtzeitig zu de Mestres durchkommen – das müssen *wir* jetzt erledigen.“

„Und wie kommen wir hin?“ konterte der praktischer veranlagte Mack. „Du glaubst doch wohl selbst nicht, daß unsere Freunde nicht jede Straße abgesperrt haben – wenigstens für uns,“

„Dann ist da immer noch Plinius und die Flotte“, sagte sie.

„Viel zu langsam“, kam die entmutigende Antwort. „Selbst wenn wir durchkämen – das wäre viel zu spät.“

„Aber das ist der einzige Weg, der uns noch bleibt“, sagte Elspeth. Plötzlich kam die Reaktion auf den tragischen Tod ihrer Sklavin, sie fühlte, wie ihr die Tränen in die Augen traten. Plötzlich war sie einfach nicht mehr fähig, ihren Schmerz zu unterdrücken. Mack versuchte sie zu trösten, indem er immer wiederholte: „Komm, Elly, reiß dich zusammen. Wir müssen gehen.“

Schluchzend brachte sie schließlich einen kurzen Brief in lateinischer Sprache an Berenice und einen in englischer Sprache an den Commander zustande, in dem sie ihn über die Lage außerhalb seines zum Gefängnis gewordenen Palastes unterrichtete. Sie steckte die beiden Briefe zusammen und übergab sie dem kräftigsten und klügsten ihrer iberischen Sklaven. Sie befahl ihm, die Balustrade um die Säulenhalle zu überklettern und auf dem Weg über den cispischen Hügel die Spione und Wachen am Eingang zur Straße zu umgehen.

„Am besten gehen wir beide gemeinsam“, meinte Mack. Er hatte unter dem Bett einen kleinen, aber offensichtlich schweren Koffer hervorgezogen und stöberte in seinem

Inhalt herum. Er sah, daß Elspeth einige der seltsamen Geräte, die der Koffer enthielt, mit sichtlichem Erstaunen betrachtete – Geräte, wie sie sie noch nie gesehen hatte. „Ich wollte dieses Zeug Mr. Horelle geben“, erklärte er, „aber wenn wir den Vesuv in die Luft sprengen sollen, brauchen wir einige Sprengstoffe.“

„Himmel, Mack, das hätte ich ganz vergessen!“ sagte Elspeth und staunte wieder einmal, wie praktisch dieser Mack doch immer dachte.

„Die werden uns so schnell nicht vergessen“, meinte Mack grimmig und klappte den Koffer knackend zu. „Gut, daß ich ein paar Muster mitgenommen habe, als ich abhaute.“

„Ja, Mack“, nickte sie und wünschte sich, er möchte sie, wenn auch nur einen Augenblick, in die Arme nehmen und ihr die Illusion von Sicherheit geben.

Aber Macks Gedanken waren ganz woanders. Er wollte jetzt den Mord an dem Sklavenmädchen rächen und – was noch dringender erschien – mit ihr fliehen. Er musterte Elspeths Kleidung, dann seine eigene und schüttelte den Kopf. Aus einem zweiten Koffer holte er zwei Overalls aus leichtem warmem Stoff hervor, die offensichtlich in Herzland hergestellt waren. Er warf ihr einen hin.

Sie zogen sich um, worauf der Iberer ein kräftiges Seil holte und dieses an einer Säule der Balustrade befestigte. Dann begannen alle drei, an dem Seil hinunter, zu klettern.

Die Wunden an Elspeths Händen, die sie bei ihrer Kletterpartie im Vesuv davongetragen hatte, rissen schnell wieder auf, aber in ihrer Eile bemerkte sie sie kaum. Der Iberer hatte die Spitze der kleinen Expedition übernommen,

Elspeth ging an zweiter Stelle, und Mack mit seinem Koffer hatte die Nachhut übernommen. Jedesmal, wenn der Iberer einen festen Stand gefunden hatte, reichte Mack Elspeth den Koffer, worauf diese ihn dem Sklaven hinuntergab. Dann fing es wieder von vorne an.

An der Via Suburbana trennten sie sich. Der Iberer verschwand in einer schmalen Gasse, um zu Berenices Palast zu eilen, während Mack und Elspeth, die ihre Overalls unter einer Toga bzw. einer Stola verborgen hatten, den Koffer zum Fluß hinunterschleppten, wo sie sich vorsichtig durch die erregte Masse arbeiteten.

Einmal mußten sie stehenbleiben, als eine Legion, die man offensichtlich aus den Provinzen zurückgerufen hatte, auf ihrem Weg zum Palatin vorbeikam. Elspeth konnte nicht umhin, den grandiosen Anblick zu bewundern, den diese Soldaten boten. Der Widerschein der Fackeln auf den schimmernden Rüstungen und Helmen, die klagenden Laute der riesigen Hörner, die Adler, die ihnen vorausgetragen wurden und der rhythmische Marschtritt ihrer schweren Sandalen auf den Pflastersteinen – das alles war eine Kulisse, die man mit der Größe Roms gleichsetzen konnte.

Mack mußte sie schütteln, um sie aus ihrem Traum zu reißen, als die letzte Kohorte vorbeimarschiert war. „Weiter“, drängte er, „beeilen wir uns.“

Als sie an der fabricischen Brücke von einem Posten angerufen wurden, oblag es Elspeth, ihm Rede und Antwort zu stehen – denn Mack konnte natürlich kein Latein. Als sie darum bat, zum Admiral geführt zu werden, teilte man ihr mit, daß er auf seinem Flaggschiff schlief und natürlich nicht gestört werden durfte. Schließlich brachte sie es doch

fertig, dem Wachoffizier vorgeführt zu werden, und dort schlug sie einen derartigen Lärm, daß schließlich der alte Plinius mit schläfrigen Augen auftauchte. Er ließ sie und Mack sofort in seine Kabine führen.

„Gut gemacht, Elly“, lobte Mack leise und fühlte sich wie ein Ritter von König Artus' Hof, der plötzlich zum Teilnehmer an der Tafelrunde befördert worden war.

Binnen einer halben Stunde waren sie unterwegs, das reich mit Gold geschmückte hölzerne Flaggschiff mit seinen vierzig Rudern und dem gereiften Segel glitt in magischer Stille durch die glatten Wasser. Die Agentin stand neben Mack auf dem Vorschiff und blickte auf das nächtliche Rom hinüber. Der Palast auf dem Aventin hob sich schwarz vor dem hellen Nachthimmel der Stadt ab. Rings um ihn glommen die Feuer der Legionen, die dem Schein nach dort auf die Begräbnisparade für den verstorbenen Kaiser warteten, in Wirklichkeit aber de Mestres Männer und Maschinen blockierten.

Sie fragte sich, was wohl geschehen mochte, wenn de Mestres entschied, einen Ausfall zu machen und seine technisch überlegenen Streitkräfte gegen die primitiven Waffen der Legionäre einsetzte.

*

Sie erreichten Ostia lange vor der Morgendämmerung und ohne besondere Vorkommnisse. Dort wurden sie zusammen mit dem Admiral auf eine schnelle Trireme gebracht, und kurz darauf stachen sie erneut in See. Hinter ihnen ragten die dunklen Fassaden der vier- und fünfstöckigen La-

gerhäuser auf, die die ganze Uferseite säumten. Sie glitten geschwind zwischen den Dutzenden von Galeeren und kleineren Seefahrzeugen dahin, deren prunkvoll geschmückte Heck- und Bugaufbauten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne widerspiegelten.

Als sie die offenen Gewässer des Tyrrhenischen Meeres erreicht hatten, wurde der Seegang stärker, aber der Wind war ihnen günstig. Das große Segel fuhr langsam den Hauptmast empor und blähte sich wie ein riesengroßer rosaroter Fallschirm im Wind. Die Ruder wurden eingezogen, und das mächtige Kriegsschiff schoß mit hoher Geschwindigkeit durch die Wogen.

Elspeth wurde schnell in die Rolle eines Dolmetschers zwischen Mack und Plinius gedrängt. „Was für eine Maschine willst du machen?“ fragte sie. „Unser Freund möchte das wissen.“

„Sag ihm“, sagte Mack und rieb sich mit der Hand über die Stirn, „daß ich eine Art Schießbaumwolle ausprobiere, die ich mit ein paar Explosionskapseln von Herzland zünden will. Du kannst ihn ja fragen, ob er irgendwo unter Deck eine Atombombe versteckt hat.“

Elspeth übersetzte das – mit Ausnahme seines Hinweises auf die Atombombe – und fragte dann Mack: „Meinst du, daß es damit klappt?“

„Wenn der Vesuv zur Zeit aktiv ist, wahrscheinlich schon“, erwiderte er und fügte dann hinzu, „*und* wenn wir die Ladung weit genug hinunterbringen. Und jetzt sei ruhig und laß mich arbeiten.“

*

Als sie sich am nächsten Morgen der Bucht von Neapel näherten, erinnerte sie der Anblick an ein kitschiges Postkartenbild, so grell erschienen ihr alle Farben.

Sie war schön, diese phantastische Welt – und sie sollte mithelfen, diese Schönheit zu zerstören. Aber es mußte sein! Sie sah Mack zu, der vier stämmige Seeleute bei dem Verladen der Explosivstoffe beaufsichtigte.

„Meinst du, daß du die Kletterei schaffst?“ fragte sie Mack, als sie am Pier standen. Sie nickte. Nachdem er sie eine Weile schweigend gemustert hatte, meinte er: „Gut – schließlich warst du schon hier und ich nicht. Ich werde sehen, daß ich ein Muli für dich finde.“

Langsam erklommen sie die ersten Ausläufer des Vesuvs, als die Sonne hinter ihnen in den Fluten versank. Als es völlig dunkel geworden war, stieß Plinius einen erstaunten Schrei aus, als Mack eine starke elektrische Taschenlampe zum Vorschein brachte, die ihnen den Weg beleuchten sollte. Die vier Seeleute murmelten beunruhigt.

„Sag ihnen, daß sie keine Angst zu haben brauchen“, sagte Mack. „Ich würde ihnen gerne Fackeln geben. Aber wenn unsere Freunde von Herzland kommen sollten, möchte ich das Licht sofort abschalten können. Sag ihnen, daß es ein guter Zauber ist.“

Elsbeth tat ihr Bestes. Nach ihrem ersten Staunen schienen die Männer das geheimnisvolle Licht mit erhöhtem Glauben an das Gelingen ihres seltsamen Planes hinzunehmen. Die Fragen, die Gnaeus Plinius Secundus stellte, waren freilich viel schwerer zu beantworten. Schließlich wurde sie wieder in die Rolle der Dolmetscherin gedrängt,

während Mack versuchte, dem Gelehrten-Admiral die Wirkungsweise einer elektrischen Taschenlampe zu erklären.

Sie waren vielleicht noch dreihundert Meter vom Krater-
rand entfernt, als ein dröhnendes Geräusch aus seinem Inneren Mack dazu veranlaßte, seine Lampe abzuschalten. Er forderte Elspeth auf, den Römern völliges Stillschweigen einzuschärfen, und sie hatte den Befehl kaum wiedergegeben, als ein Lichtkegel aus dem Krater hervorstach und eines der ihr schon vertrauten Luftfahrzeuge von Herzland aus dem Berg schoß und in den nächtlichen Himmel stieg.

„Verdammt!“ rief Mack. „Zu spät!“

„Warte – wenn hier wirklich etwas los wäre, wären alle gekommen“, meinte Elspeth, die die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte. „Wenn das nur ein einzelner Späher ist, kommt er wieder zurück, um sich neue Anweisungen zu holen.“

Mack achtete nicht auf sie und begann wie wild zu fluchen, als die vier Seeleute über den Anblick des Luftfahrzeuges erschreckt Hals über Kopf die Flucht ergriffen und laut schreiend den Abhang hinunterrannten. Mack, der Admiral und Elspeth blieben mit den Maultieren allein zurück.

Dann beruhigte er sich. „Du kannst recht haben, Elly“, meinte er plötzlich und deutete zum Himmel. Das kleine Flugboot kam tatsächlich zurück, wahrscheinlich mit der Absicht, den Leuten auf der anderen Seite mitzuteilen, daß die Transition funktioniert hatte.

Als es schließlich hinter der Kraterwand verschwunden war, sagte Mack: „Komm – fangen wir an, Elly.“ Sie klet-

terten weiter. Der mächtige Krater war leer und finster, und der Admiral starrte wie benommen in die Tiefe. Schließlich meinte er zu Elspeth gewandt: „Ich habe Angst vor dem, was ihr tun wollt – und doch habe ich noch mehr Angst vor der Maschine, die dort unten verschwunden ist.“

„Es muß sein“, erklärte Elspeth, deren Entschluß durch das Auftauchen des Flugzeuges verstärkt worden war. Dann in englischer Sprache: „Mack, wir beeilen uns am besten. Ich habe so das Gefühl, daß jeden Augenblick mehr von der Sorte hier auftauchen.“

„Stimmt“, nickte Mack. Dann, während er die Packsäcke von den Mulisätteln abschnallte: „Weißt du, Elly, für eine große Expedition ist das alles nicht gerade ein ideales Tor. Sie müssen einer nach dem anderen kommen – nicht alle gleichzeitig, wie Commander de Mestres und seine Leute durchgekommen sind.“

„Daran hatte ich nicht gedacht“, sagte Elspeth, die unter der schweren Last zusammenzubrechen drohte, die Mack ihr aufgeladen hatte.

Er brauchte mindestens eine Viertelstunde, um seine Bombe zu armieren und sie in leere Säcke einzuhüllen, um sie damit vor Beschädigungen zu schützen, die sie sonst bei dem Fall in den Krater davontragen konnte. Der Zeitgeber selbst war von ihm in die Schießbaumwolle eingelagert worden, um das delikate Gerät während der zwölf Minuten, auf die er es eingestellt hatte, vor jedem Stoß zu sichern.

Das Ticken der Uhr drang gedämpft durch die dicke Stoffschicht, als er den etwa fußballgroßen Sprengkörper beinahe sorglos in die Tiefe stieß.

„Hoffentlich funktioniert sie auch“, meinte er lächelnd

und drückte die Daumen. „Wenn nicht ...“

„Da sieh!“ Elspeth deutete in den Krater hinunter, wo der vertraute Felsvorsprung plötzlich in hellem Licht erstrahlte, als ein Luftfahrzeug von Herzland auftauchte. Das Schiff wirkte ausgesprochen häßlich und besaß eine Anzahl von Türmen und Geschützpforten, aus denen die Rohre böseartig wirkender Kanonen hervorragten.

„Bei allen Göttern!“ rief Plinius aus und starrte mit weit aufgerissenem Mund auf die Szene unter ihm hinunter. „Was ist denn das?“

„Etwas höchst Unangenehmes“, sagte Elspeth. Mack hatte, wie sie sah, seine Toga mit einem Overall vertauscht und sie schloß sich ihm an. Dann rannten alle drei, so schnell sie konnten, den Vulkan wieder hinunter.

„Je weiter wir von dem Schiff wegkommen, desto besser ist es“, keuchte Mack. „Die Kiste sieht wirklich gefährlich aus! So etwas habe ich noch nie gesehen.“

„Hoffentlich haben sie nicht mehr von der Sorte“, meinte Elspeth.

Kurze Zeit darauf, als sie stehenblieben, um zu verschlafen, spürte sie, wie der Boden unter ihnen erzitterte. „Jetzt ist sie losgegangen“, meinte Mack. „Wir werden jetzt ja sehen, was ...“

Er hielt inne, als das Rumpeln stärker wurde und ein zischendes Geräusch zu hören war. Im gleichen Augenblick ertönte ein schrilles Pfeifen, das man eher fühlte als hörte.

„Was ist das?“ erkundigte sich die Agentin verängstigt.

„Ein Schiff – das schnell Höhe gewinnen möchte.“ Er grinste breit. „Wir müssen mit unserer Bombe ziemlich Unheil angerichtet haben.“ Er lachte und setzte dann hinzu:

„Ich hatte bis jetzt nicht gewußt, ob sie überhaupt losgehen würde.“

Plötzlich tauchte das Raumschiff der Herzländer über dem Kraterrand auf, in dem man jetzt einen rötlichen Schimmer erkennen konnte. Das Schiff schoß senkrecht in den Himmel und schien vielleicht hundert Meter über dem Gipfel des Vulkans in der Luft zu hängen. Seine Düsen flammten.

Dann schien der ganze Berg zu explodieren. Eine grelle weiße Stichflamme schoß zum Himmel. Sie erfaßte den Kreuzer, und für einen Augenblick war in der weißen Flammenwand ein ganz besonders heller Flecken zu sehen. Dann verschwand auch der, und nur die Gewalten der Natur tobten über dem Krater.

10.

Elsbeth ergriff panische Angst. Sie rannte stolpernd und taumelnd den Abhang hinunter. Mehr als einmal fiel sie, stand aber sofort wieder auf, um keuchend ihre wilde Flucht fortzusetzen.

Links von ihr schien ein flammendes Bruchstück ganz langsam auf den Boden niederzugehen – es landete mit einem Krachen und versprühte nach allen Seiten lodernde Fragmente. Sie schrie auf und fuhr zusammen, als sie etwas am Hals traf. Sie schwenkte nach rechts ab, bog jedoch nach einem Augenblick wieder auf ihren alten Kurs zurück, als ein zweiter Feuerball neben ihr einschlug und vor ihr explodierte.

Sie riß sich los, als sie eine Hand an der Schulter ergriff,

und wehrte sich vergeblich gegen Arme, die sie hochrissen. Als sie Macks Stimme hörte, gab sie die Gegenwehr auf. „Dort drüben hast du keine Chance, Elly. Komm her!“

Sie wurde bergauf getragen und dann über flaches Terrain. Schließlich legte er sie ziemlich unsanft unter einen Felsvorsprung. Mack kroch neben ihr herein und hielt sie fest, bis sie wieder bei Sinnen war. Endlich brachte sie noch vor Schrecken verstört hervor: „Tut mir leid, Mack – ich wollte nicht ...“

„Schon gut“, winkte er ab. „Wenn ich nicht gesehen hätte, wie du geradewegs in diese Feuerbälle hineinranntest, würde ich vielleicht selbst noch rennen.“

Elspeth blickte fasziniert auf das grandiose Feuerwerk hinaus, das sich ihr darbot und meinte dann: „Wenigstens sieht es nicht so aus, als ob Pompeji und Herkulaneum hier auch unter heißer Asche begraben würden.“

Mack zuckte die Achseln und erwiderte: „Das kann man jetzt noch nicht sagen.“ Dann nach einem Blick auf sie: „Du hast eine Brandblase im Nacken.“

Elspeth betastete das Andenken an den vulkanischen Funken und spürte erst jetzt den Schmerz, den es bereitete. Sie sah sich um und fragte: „Was ist mit dem Admiral? Wo ist er? Ist er verletzt?“

Mack schüttelte den Kopf und meinte ruhig: „Nein, Elspeth. Einer von diesen Felsbrocken hat ihn erwischt.“

Sie barg ihr Gesicht in den Händen. Irgendwie, wenn sie auch wenig mit ihm zu tun gehabt hatte, hatte sie den alten Gelehrten doch gerne gemocht. Konnte denn alles Gute, was die Wächter taten, überhaupt den Tod auch nur eines einzigen Menschen aufwiegen?

Der Berg rumpelte erneut unter ihnen, und wieder waren aus dem Krater Explosionen zu hören. „Wie sieht es aus, Mack?“ erkundigte sie sich. „Meinst du, daß wir durchkommen?“

Er zuckte wortlos die Achseln.

Sie traten unter dem Felsüberhang hinaus, um sich zu orientieren. Elspeth stellte fest, daß sie sich auf einem kleinen Vorsprung befanden, der ein winzig kleines Plateau – vielleicht fünfzehn Meter breit und zehn Meter lang – überblickte.

Als sie einen Blick auf den Krater warf, spürte sie, wie eine eisige Hand nach ihr griff. Eine weißglühende Flüssigkeit quoll über den Kraterrand und war so hell, daß die Sterne daneben blaß wirkten. Die Masse floß vor ihren Augen den Abhang hinunter. Sie schien geradewegs auf das kleine Plateau zuzufließen, auf dem sie und Mack standen.

„Mack!“ rief sie und deutete darauf. „Wir müssen hier verschwinden.“

Er wandte sich widerstrebend um und zog sie wortlos an den Rand des Plateaus. Er deutete nach unten. „Sieht so aus, als säßen wir in der Falle“, meinte er und mußte schreien, um sich über dem Rumoren des Berges verständlich zu machen.

Er hatte recht. Ein zweiter Krater hatte sich unter der Wucht der Eruption geöffnet, und schon floß die Lava aus ihm, unmittelbar neben ihnen den Abhang hinunter. Sie waren abgeschnitten und konnten das Plateau nicht mehr verlassen.

Sie setzten sich wieder unter den Felsüberhang und fanden in ihrer Gesellschaft Trost. Sprechen konnten sie nicht

viel – dazu machte der Vulkan zu viel Lärm. Nach einer Weile gingen sie wieder hinaus, um zu sehen, was vorging. Als das Inferno um sie einmal nachließ, stellten sie fest, daß sie sich praktisch auf einer Insel befanden, völlig umgeben von den immer höher steigenden Lavafluten.

„Sieht schlecht aus, nicht wahr?“ sagte Elspeth, bemüht, das Zittern ihrer Unterlippe nicht merken zu lassen. Was sie wirklich wollte, war, wie ein kleines Kind zu weinen.

Mack gab keine Antwort. Er sah sie lange an, als sähe er sie zum erstenmal. Schließlich meinte er: „Weißt du Elly, ich habe mich irgendwie an dich gewöhnt – eigentlich bist du ein ganz hübsches Mädchen.“

„Ach halt doch den Mund!“ fuhr sie ihn an und bereute die Worte im gleichen Augenblick.

Mack sah sie noch einen Augenblick an, zuckte dann die Achseln und ließ seine Zigarette fallen. Er trat sie so sorgfältig aus, als hätte er Angst, einen Waldbrand zu verursachen. „Du kannst ja hier draußen bleiben, wenn du willst“, meinte er. „Ich werde mich unter den Felsen legen und sehen, ob ich ein wenig schlafen kann.“

„Jemand sollte aber Wache halten“, erwiderte Elspeth.

„Warum denn? Meinst du vielleicht, daß eine gute Fee kommt und uns mit ihrem Zauberstab befreit?“ Er ging.

Als er verschwunden war, spürte sie einen Drang ihm nachzulaufen. So wie sie ihn kannte, war sie überzeugt, daß das, was er eben gesagt hatte, beinahe eine Liebeserklärung an sie gewesen war. *Eigentlich bist du ein ganz hübsches Mädchen* – Das war für ihn schon der Inbegriff von Leidenschaft und wahrscheinlich darauf berechnet, daß ein jedes Mädchen sich bei diesen Worten ihm an den Hals

warf. Dann ärgerte sie sich wieder über ihre romantische Anwendung.

Während sie so dastand, stieg die Lava immer höher, und die Insel, auf der sie sich befanden, wurde dadurch immer kleiner. Die Explosionen waren seit einiger Zeit verstummt, und dicke Qualmwolken stiegen aus dem Krater auf.

Und dann rissen die Wolken plötzlich auf, und Elspeth sah den blauen Himmel – und darin einen silbernen Flecken – einen Flugwagen mit flirrenden Rotoren. Sie rannte zu dem Felsen, um Mack zu holen, damit er ihr beim Signalisieren helfen konnte. Er schlief fest.

Sie versuchte ihn aufzuwecken, gab es dann auf und rannte allein ins Freie hinaus, wo sie wie verrückt tanzte und winkte. Aber die Maschine schwebte unbeirrbar über den dunklen Wolken dahin, und die Lava stieg immer höher.

„Was führst du dich denn so auf?“ sagte Mack, der plötzlich neben ihr aufgetaucht war. „Warum läßt du mich denn nicht schlafen?“

„Idiot!“ schrie die Agentin ihn verzweifelt an. „Gerade ist eines unserer Flugzeuge über uns hinweggeflogen. Wenn du auch dagewesen wärest, hätten sie uns vielleicht gesehen – und – und uns hier weggeholt.“

„Was?“ sagte Mack und blinzelte. Dann begann er zu verstehen. „Heiliger Strohsack! Dein Bote muß doch durchgekommen sein.“

„Und Berenice muß de Mestres erreicht haben“, freute sich das Mädchen und begann zu verstehen, was der Flugwagen zu bedeuten hatte.

„Und wir sind noch hier“, sagte Mack grimmig und zerstörte damit wieder ihre ganze Hoffnung. Er zögerte und berührte sie dann am Arm. „Tut mir leid, was ich zuerst gesagt habe, Elly. Du mußt gedacht haben, daß ich mit dir einfach wie mit irgendeinem Mädchen ...“ Er hielt inne und begann tatsächlich rot zu werden.

„Mack – Liebster!“ rief Elspeth. „Du brauchst es nicht zu sagen. Ich verstehe schon.“

„Ich glaube auch“, meinte Mack, und dann nahm er sie in die Arme und küßte sie.

Eine amüsierte Stimme ließ sie erschreckt zusammenzucken – eine Stimme, die beinahe an ihrem Ohr sagte: „Was ist eigentlich mit euch beiden? Wollt ihr hier selbst Vulkan spielen?“

Sergeant Carhart lehnte in der Tür eines Flugwagens, der kaum einen halben Meter über dem kleinen Plateau schwebte.

Als sie sich in das Innere der Maschine drängten, sagte der Sergeant zu Elspeth: „Miß, ich wußte nicht, daß Sie so tanzen können. Erst als ich Sie dort drunten herumhüpfen sah ...“

Jetzt war Elspeth mit dem Rotwerden an der Reihe.

Nach Sergeant Carhart war die Lage in der Stadt immer noch verworren. „Wir würden mit diesen Legionen im Handumdrehen fertig, aber unser Chef möchte nicht, daß wir uns blicken lassen“, sagte er. „Er hat gestern Ihre Nachricht bekommen und mich und ein paar andere Beobachter gestern abend hierhergeschickt.“ Er blickte auf das Inferno, das jetzt weit unter ihnen lag, zurück und setzte hinzu: „Wollen Sie vielleicht sagen, daß Sie das alles ge-

macht haben?“

„Nun, die Natur hat uns dabei schon geholfen“, sagte Mack ruhig. „Was werden Sie jetzt tun? Außerhalb der Stadt landen und auf den Abend warten?“ Er nickte in Richtung auf die beiden anderen Flugwagen, die mit ihrem eigenen Fahrzeug eine Formation bildeten.

„Ich glaube, wir werden gar nicht zu warten brauchen“, sagte der Sergeant und blickte nach vorne. Ganz Italien, von den Appenninen bis hinaus zum Tyrrhenischen Meer war in eine Wolkenbank gehüllt. „Wir werden im Blindflug landen können.“

„Das erste Mal, daß mir der Nebel beim Fliegen Spaß macht“, sagte Mack. Er blinzelte Elspeth zu, worauf diese prompt wieder errötete und kuschelte sich dann in seinen Sitz, um im nächsten Augenblick einzuschlafen.

Die Agentin war immer noch zu aufgeregt, um einschlafen zu können – und es blieb auch nicht viel Zeit. Nach ein paar Minuten glitten sie mit abgeschalteten Düsen durch das Nebelmeer über Rom, und nur ihre Rotoren schwirrten leise.

Die Truppen in dem Palasthof waren seit Elspeths letztem Besuch nicht untätig gewesen. Die Atmosphäre war äußerst gespannt, und Kanonen waren strategisch aufgebaut. Posten mit automatischen Schnellfeuerwaffen patrouillierten an der Mauer.

Nachdem Commander de Mestres in seinem Büro die beiden begrüßt hatte, erklärte er: „Hier kann es jeden Augenblick losgehen. Wir mußten im Laufe der Nacht mindestens ein halbes Dutzend Angriffe auf die Mauer abschlagen. Jetzt haben sie sechs Legionen – etwa zwanzigtausend

Mann – die uns umzingeln, und ich fürchte, daß sie jetzt bald einen massierten Angriff wagen werden.“

„Und was werden Sie tun?“ fragte Mack.

„Sie können sie doch nicht einfach niederschießen!“ rief Elspeth. „Die haben gegen Ihre Waffen doch keine Chance.“

Der Commander schüttelte den Kopf und sagte ruhig: „Wer redet denn von Schießen? Wir haben nur gewartet, bis wir von euch beiden hören. Jetzt werden wir ihnen etwas vorzaubern, bis wir nach Schlesien verschwinden. Wir haben nur auf bessere Sichtverhältnisse gewartet.“

Elspeth und Mack berichteten de Mestres über den Tod von Plinius. Sie sprachen immer noch über ihre Mission nach Misenum, als Hauptmann Johnson mit einer Binde um den Kopf eintrat und meldete: „Die Wolken sind höher gestiegen, Sir – und nach dem Betrieb draußen, müssen wir jetzt bald mit einem Angriff rechnen.“

„Okay, Bill – warten Sie einen Augenblick“, sagte der Commander. Er zog sich ein Mikrofon heran und befahl: „Alles herhören!“

Er begann seinen Leuten mit ruhiger gemessener Stimme Anweisungen zu erteilen.

Johnson machte sich an Elspeth heran, um ihr die Hand zu schütteln. „Ich habe gehört, daß Sie mir das Leben gerettet haben, Miß Marriner. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken ...“

„Für Sie bin ich immer noch Elspeth“, sagte sie. „Außerdem wäre es schade um Sie gewesen, Bill. Dazu sehen Sie viel zu gut aus.“

Er wurde rot und wandte sich zu Mack. „Ihnen habe ich,

soweit ich gehört habe, auch mein Leben zu verdanken. Vielleicht kann ich mich eines Tages revanchieren.“

„Vielleicht – aber hoffentlich nicht“, schnauzte Mack. Elspeth freute sich, daß er tatsächlich auf den hübschen jungen Hauptmann eifersüchtig war.

Aber für solche Spielereien war im Augenblick keine Zeit. Wenige Sekunden später fand sie sich neben Hauptmann Johnson und Sergeant Carhart in einem kleinen Luftaufklärer, während Mack auf Einladung des Commanders als Passagier in seinem eigenen Befehlswagen mitflog.

Als sie an Bord ging, sah die Agentin den Helm eines römischen Legionärs, der als Silhouette über der Mauerkrone auftauchte. An einigen anderen Stellen, wo man offensichtlich Belagerungsleitern angestellt hatte, tauchten ebenfalls Köpfe auf.

Dann erhob sich ein heiserer Schrei unter den hereinschwärmenden Angreifern, als das ganze Geschwader von Luftfahrzeugen sich langsam in den Himmel erhob, sich ausbreitete und über ihnen schwebte. Pferde wieherten und schlugen beim Anblick der seltsamen „Geschöpfe“ in der Luft aus.

Jenseits der dicht gedrängten Soldaten schwärmte die Bevölkerung der Ewigen Stadt in den engen Straßen und auf den weiten Plätzen. Sie drängten sich wie ein endloser Schwarm von Insekten auf allen ihnen zugänglichen Hausdächern, um die Schlacht sehen zu können.

Die Stimme von Commander de Mestres, ungeheuer verstärkt und ziemlich stockend, sagte in lateinischer Sprache zu ihnen: „Bürger von Rom – wir sind nicht gekommen, um euch zu verletzen. Die Waffen, die sich in unserer

Macht befinden, können eure große Stadt im Zeitraum von Minuten vernichten. Seht euch den Weizenaufzug auf dem Capitol an ...“

Es war ein herrliches Manöver. Als der Commander seinen Befehl gab, blitzte in jedem einzelnen Fahrzeug eine Kanone auf. Für den Bruchteil einer Sekunde, der in den Augen der Agentin ewig zu dauern schien, stand das bezeichnete Gebäude scheinbar unverletzt da. Dann, in einem grellen Blitz, war es plötzlich verschwunden. Als die Dämpfe der Explosion langsam zum Himmel wallten, war das Bauwerk wie vom Erdboden weggeblasen. Nur ein rauchgeschwärzter Keller verriet noch, wo es einst gestanden hatte.

„Da sehen Sie hinunter“, meinte Hauptmann Johnson in seiner gedehnten Sprechweise. „Unsere kleine Schau scheint ziemlich Furore gemacht zu haben.“

Das war nicht zu viel gesagt. In den Straßen und auf den Dächern herrschte Panik. Die Legionäre rannten fluchtartig aus dem verlassenen Palast, als wären tausend Teufel hinter ihnen her, und ihre Angst teilte sich der Menge mit. Verwirrt und erschreckt sah die Agentin, wie ein mit zwei Pferden bespannter Militärwagen unmittelbar unter ihnen mindestens ein Dutzend Leute überfuhr.

„Haltet sie doch auf!“ schrie sie unwillkürlich. „Haltet sie doch auf!“ Beinahe im gleichen Augenblick erklang wieder die Stimme von Commander de Mestres: „Stellt sofort eure Fluchtversuche ein, sonst habt ihr die Folgen zu tragen. Wir tun euch nichts zuleide, wenn man uns nicht angreift. Seht zu, daß ihr nicht zu Schaden kommt.“

Die Durchsage wurde ein halbes Dutzendmal wieder-

holt, und dann schien es Commander de Mestres endlich gelungen zu sein, ein gewisses Maß von Ruhe und Ordnung herzustellen. Als es dann wieder ruhig geworden war, hob sich plötzlich ein Großteil des Geschwaders mit flammenden Düsen in die Luft und jagte mit Höchstgeschwindigkeit in nördlicher Richtung davon auf die schlesischen Minen und das Transitionstor zu.

Etwa ein Dutzend Fahrzeuge, darunter auch das, in dem Elspeth sich befand, kehrte in den aventinischen Palast zurück und landete innerhalb der Mauern. Eine Handvoll Posten, die zurückgeblieben waren, um den Palast zu bewachen, begrüßten sie neugierig und wollten wissen, was draußen vorging.

„Klappt alles wie am Schnürchen“, lachte Hauptmann Johnson, nachdem er Elspeth aus der Maschine geholfen hatte. „Denen haben wir Mores beigebracht.“

„Wo ist Mack?“ erkundigte sich die Agentin und erfuhr, daß ihr Kollege mit dem Commander nach Norden geflogen war. Sie fluchte, worauf Sergeant Carhart zusammenzuckte, als hätte ihn eine Biene gestochen.

„Brauchen Sie etwas, Miß?“ erkundigte er sich.

„Ja, Sergeant“, sagte Elspeth, bemüht, ihre Fassung nicht zu verlieren. „Ich hätte gerne ein leichtes Fahrzeug und einen Fahrer. Ich habe noch zu tun.“

*

Das flache Dach über dem Palast von Prinzessin Berenice war unbewacht, als der Flugwagen aufsetzte. Elspeth sprang hinaus.

„Warten Sie hier“, sagte sie zu dem Soldaten, der ihr als Chauffeur zugewiesen worden war. Sie lockerte den Strahler an der Hüfte, da sie nicht wußte, wie der Angriff und die Panik in der Stadt gewirkt hatten.

Prinzessin Berenice trat allein aus einer Tür und ging auf die Agentin zu. Ihr Gesicht war gefaßt, aber entschlossen, ihre purpurne Stola flatterte in der Abendbrise um sie. Nach einem kurzen Blick auf die Maschine und ihren Piloten sagte sie: „Ich weiß nicht, weshalb ihr hergekommen seid, aber wir begrüßen euch in Frieden.“

Die Agentin grinste. „Kennst du mich nicht?“

Die Prinzessin blieb stehen. Sie sah ihre Besucherin an und musterte zuerst ihren ungewohnten Overall, dann ihr Gesicht. Sie riß den Mund auf und keuchte: „Marina Elspethia – du bist es! Ich dachte, du wärest mit dem Admiral aus der Stadt geflohen.“

„Ich bin es und ich bin wieder hier, und wir haben eine Menge zu reden“, sagte Elspeth und legte der Prinzessin den Arm um die Schulter.

Sie zogen sich in ein kleines Privatgemach zurück, wo Elspeth Berenice schon früher besucht hatte. Während Wein und Früchte gebracht wurden, erklärte die Agentin, was es mit den parallelen Welten, den Wächtern und ihrer Mission zu tun hatte. Als sie ihren Bericht beendet hatte, meinte die Prinzessin: „Es ehrt mich, daß du mich zu deiner Vertrauten gemacht hast. Aber warum sagst du mir all das?“

„Weil unser Lokal-Agent, der Admiral, gestern nacht bei dem Ausbruch des Vesuvs ums Leben gekommen ist“, sagte Elspeth ruhig. „Ich möchte, daß du seine Stelle ein-

nimmst.“

„Ich – eine Frau?“ gab die Prinzessin zu bedenken. Dann sah sie Elspeth an. „Aber natürlich – du bist ja auch eine Frau. Ich – ich muß mich nur an die Idee gewöhnen.“ Sie hielt inne, runzelte die Stirne und setzte hinzu: „Gebührt eine solche Ehre nicht eigentlich dem Kaiser?“

„Ganz bestimmt nicht“, erwiderte die Agentin. „Es ist die Politik der Wächter, – und diese Politik hat sich bisher immer bewährt – eine solche Macht nie in die Hände eines Menschen zu legen, der bereits über große Macht verfügt. Wir können es nicht riskieren, daß sie mißbraucht wird – wie es durch ein Versehen auf dem Planeten der Fall war, von dem deine Rivalin kommt.“

Berenice murmelte mit funkelnden Augen: „Und Ana Martina, wer auch immer sie ist, ist ebenso deine Feindin wie die meine?“

„Ja“, sagte Elspeth.

„Das freut mich“, sagte die Prinzessin. Dann mit einem Seitenblick auf ihren Gast: „Kleiden sich alle Frauen in deiner Welt so wie du?“

Die Agentin lachte. „Nein, Berenice“, erwiderte sie. „Wir haben alle möglichen Kostüme – darunter auch einige, die dir ganz bestimmt gefallen würden. Aber wie steht es im Augenblick um Ana Martina?“

„Sie soll morgen bei der Krönungsprozession mitreiten“, sagte die Prinzessin leise. Dann funkelten ihre schwarzen Augen wieder: „Es sei denn ...“

„Es sei denn was?“ fragte Elspeth ungeduldig.

„Es sei denn, Domitian hält seine Verabredung mit ihr ein. Sie sollten sich innerhalb einer Stunde treffen“, erklär-

te Berenice.

„Verdammt!“ sagte Elspeth. „Wenn ich bei Sinnen gewesen wäre, hätte ich so etwas nie vorgeschlagen. Wo schon so viel los ist, bringt das nur einen weiteren Unsicherheitsfaktor herein.“

„Ich verstehe nicht“, sagte die Prinzessin.

„Das wirst du gleich verstehen“, meinte Elspeth. „Auf den meisten anderen Welten wurde dein Gegenstück zwischen dem Kaiser und seinem Bruder zerdrückt. Ich will nicht, daß das dir auch zustößt.“

„Was können wir tun?“ Berenice gab sich damit ganz in die Hand ihres Gastes – und Elspeth wünschte im stillen, sie hätte das nicht getan.

Ehe sie einen Vorschlag machen konnte, trat eine Sklavin ein und meldete außer Atem, daß der Kaiser sich dem Palast näherte. Als das Mädchen hinausgeschickt worden war, stand Berenice schnell auf und sagte: „Marina, du mußt dich verstecken. Aber ich möchte dich in der Nähe haben. Schnell, versteck dich hinter diesem Vorhang! Dahinter ist eine Tür, und du hast einen Fluchtweg zum Dach, wenn das nötig sein sollte.“

Es war nicht schwer festzustellen, in welcher Laune der neue Kaiser sich befand, als er ein paar Augenblicke später allein in die Kammer trat. Er blickte finster, und seine Worte klangen bitter, als er sie anherrschte: „Warum spinnst du Intrigen gegen mich, Berenice – zu einer Zeit, wo die Welt von fliegenden Teufeln bedroht wird und am Abend meiner eigenen Krönung?“ Er warf ihr das Blatt vor die Füße, das die Prinzessin seinem Bruder geschickt hatte und setzte hinzu: „Mein eigenes Fleisch und Blut willst du

gegen mich wenden?“

„Nein, Gebieter“, sagte die Prinzessin. „Ich will mir nur deine Zuneigung erhalten – die ich nie betrogen habe.“

„Wer bist du, um das zu sagen?“ erwiderte der wütende Kaiser. „Man hat mir geraten, dich töten zu lassen. Das ist das Schicksal, das einem Verräter gegen den Kaiser zukommt.“

„Wenn es dich glücklich macht, daß ich um mein Leben betteln werde, werde ich das tun“, erwiderte die Prinzessin stolz, „denn dein Glück ist alles, wofür ich lebe.“

Titus' rechte Hand fuhr an seinen Gürtel, wo das Heft eines mit Juwelen besetzten Dolches blitzte. Dann hielt er inne und senkte den Kopf. „Ich kann die Hand nicht gegen dich erheben, Berenice. Ich wollte, ich könnte es, denn das wäre viel einfacher. Jetzt muß ich mir eine andere Strafe ausdenken, und das wird uns beiden Unglück bringen, weil ich dich am Leben lassen muß.“

„Und *dein* Glück, Hoheit, ist wichtiger als alles andere“, sagte eine spottende Stimme von der Tür hinter dem Kaiser her. Elspeth fühlte, wie ihr der Atem stockte, als die Martinez, schön, begehrenswert und kalt wie Eis in den Raum trat. Sie hatte die rechte Hand ausgestreckt und Elspeth wußte, ohne es zu sehen, daß sie einen tödlichen kleinen Handstrahler von Herzland darin hielt.

11.

Titus wirbelte herum, als er die Stimme hörte. Er donnerte: „Ich habe dir befohlen, in deinem Zimmer zu bleiben. Was hast du hier zu suchen?“

Der neue Kaiser Roms befand sich wirklich in einer seltsamen Lage, dachte Elspeth. Drei Frauen, sie selbst mit eingerechnet, entschieden im Augenblick über sein künftiges Schicksal und auch das seiner Welt.

Offensichtlich empfand die Martinez Ähnliches, denn sie verbeugte sich spöttisch. „Mich hat nur die Sorge um dich hergetrieben, Hoheit – und ich möchte nicht, daß du unglücklich wirst.“

„Du wirst gar nichts tun“, sagte Titus, dessen Wut anschwell. Dann hob er die Stimme: „Wächter! Kommt herein!“

„Ich bezweifle, daß sie kommen werden“, sagte die Frau von Herzland ruhig. „Ich habe mir erlaubt, einige meiner eigenen Leute mitzubringen.“

„Deiner eigenen Leute – ist mein Bruder bei dir?“ fragte der Kaiser.

Elspeth bewunderte die Kaltblütigkeit der Martinez. Trotz der Niederlage, die ihr bevorstand, spielte sie ein verzweifertes Spiel, um *Antik* zu halten – selbst ein *Antik*, das für alle Zeiten von ihrer eigenen Welt abgeschnitten war – indem sie den Kaiser selbst beherrschte.

Sie hatte offensichtlich versucht, die Falle, die Elspeth und Berenice ihr gestellt hatten, zu ihrem Vorteil umzukehren: indem sie sie zuerst dem Kaiser verriet und dann mit seinem Bruder konspirierte, um die Macht zu übernehmen, wenn Titus, wie das Beispiel bewiesen hatte, nicht in der Lage sein sollte, Berenice zu töten.

„Ich bin bei ihr“, war die Antwort, als Domitianus in der Tür auftauchte und neben die Martinez trat. „Als Römer ist es meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Imperium nicht

von einem Caesar beherrscht wird, der zu schwach ist, eine Geliebte zu töten, die ihn verraten hat.“

„Ich habe Rom nie verraten und werde es nie verraten“, sagte die Prinzessin ruhig.

Das Schweigen im Raum lastete drückend auf allen. Dann ergriff die Martinez die Initiative. „Tritt zur Seite, oder stirb mit ihr, Titus“, sagte sie und hob die rechte Hand.

In diesem Augenblick trat Elspeth ruhig hinter dem Vorhang hervor, den Strahler schußbereit in der Hand und direkt auf die Anführerin der Herzländer gerichtet. „Nur ruhig, Ana ...“, sagte sie, „dein Spiel ist aus.“

Mit einem Schrei der Wut wirbelte die rothaarige Riesin herum und drückte ab. Der Vorhang über dem Kopf der Agentin flammte plötzlich auf. Dann drückte sie selbst den Abzug nieder und sah, wie ihre Feindin auf den Boden sank.

Der Kaiser starrte Elspeth an, als wäre sie ein Geist. Er taumelte einen Schritt zurück und wäre beinahe über ein Liegesofa gestolpert.

„Die Prinzessin Berenice“, sagte Elspeth deutlich, „befindet sich unter dem Schutz der Besucher des aventinischen Palastes. Niemand darf ihr ein Leid zufügen – selbst Caesar nicht. Habe ich mich klar ausgedrückt?“

Titus nickte benommen und sagte dann, nach einem Blick auf Elspeth: „Ihr ewigen Götter, du bist eine von ihnen! Habe ich dich nicht schon einmal gesehen?“

„In diesem Raum hier sogar“, sagte die Agentin ruhig. „Es war in jener Nacht, als du aus den nördlichen Provinzen zurückkehrtest.“

„Die Dichterin“, sagte der Kaiser. „Ich habe dich zuerst in dieser barbarischen Kleidung nicht erkannt. Was hast du mit Prinzessin Ana getan?“

„Nicht mehr, als sie mit Prinzessin Berenice tun wollte“, sagte Elspeth.

„Sie hat sie ermordet!“ rief Domitian, der erst jetzt aus seiner Starre zu erwachen schien. „Wächter – zu mir!“

Ehe Elspeth ihn daran hindern konnte, war Titus' Bruder aus dem Raum gerannt. Draußen im Gang hallten Schritte. Die Agentin sah Berenice an: „Schnell, wir können über das Dach entfliehen.“

„Man wird uns wie wilde Tiere in die Enge treiben“, sagte Titus und suchte nach einer Waffe.

„Komm mit!“ befahl Elspeth und stellte zu ihrer Genugtuung fest, daß ein echter römischer Kaiser ihrem Befehl gehorchte. Als sie das Dach erreichten, riß Titus Mund und Augen auf, als er den Flugwagen erblickte.

Der Bruder des Kaisers hatte gerade noch Zeit, ihnen einen Speer nachzuschleudern, als die Rotoren sich zu drehen begannen und das Fahrzeug in die Luft hoben. Er pfiff, ohne Unheil anzurichten, am Landegestell vorbei. Der Pilot grinste. „Gut gemeint – aber daneben.“

„Wir werden fallen“, meinte Berenice und biß sich dann auf die Unterlippe, als schämte sie sich, ihre Furcht gezeigt zu haben. Elspeth tröstete sie und wandte dann ihre Aufmerksamkeit wieder dem Kaiser zu.

„Dort“, sagte sie und deutete auf das Panorama unter ihnen, „liegt Rom – Rom, wie noch kein anderer Kaiser oder Bürger von Rom es je gesehen hat. Schau dir dein Reich gut an, Titus, und versuche, es weise zu regieren. Man wird

dir natürlich dabei helfen. Aber deine Herrschaft wird eine der schwierigsten in der ganzen Geschichte sein.“

Der Kaiser blickte fasziniert hinunter. Die Furcht war inzwischen von ihm gewichen, aber er brachte noch immer kein Wort hervor.

Berenice hatte die Zähne zusammengebissen und stieß jetzt hervor: „Marina, aus was für einer Welt mußt du kommen!“

„Sie hat auch ihre Probleme – wie alle Welten“, erklärte die Agentin. „Aber wir haben Maschinen statt Sklaven, und beinahe alle Männer und Frauen sind frei. Vor euch beiden liegt eine große Aufgabe – vor dir und dem Kaiser. Es wird nicht leicht sein. Aber ich verspreche dir, daß wir nichts Unmögliches von euch erwarten werden.“

Elspeth dachte plötzlich an Mack, der vielleicht gerade sein Leben riskierte. Aber der Teufel sollte ihn holen! Doch, das was er getan hatte, war typisch für ihn. Typisch Mann! Sie sah Titus mißbilligend an.

Er schien ihre Mißbilligung zu spüren, denn er wandte sich zu ihr um und sagte: „Ich werde Zeit brauchen, um das alles zu verstehen. Aber wenn ich mich vielleicht auch manchmal irren werde, werde ich immer mein Bestes für Rom tun.“ Er zögerte und fügte dann hinzu: „Und Ana Martina – war das eine Hexe?“

„Ja, eine Hexe“, sagte Elspeth ruhig. Titus sah sie einen Augenblick an und preßte dann die Hände vor die Augen. Erst als der Flugwagen auf dem palatinischen Palast landete, meinte er: „Die Krönungsfeierlichkeiten müssen verschoben werden – aber die Spiele nicht, sonst gibt es eine Revolution in Rom.“

*

Sie saß auf einem hohen Balkon neben Berenice und blickte auf das Forum hinunter, als eine Woche später die Krönungsprozession abgehalten wurde.

„Bleibst du noch für die Spiele da?“ erkundigte sich Berenice eifrig.

Elspeth schüttelte den Kopf. Ihr war schon ein Stierkampf unerträglich, und sie hatte keine Lust, einer Massenabschlachtung von Menschen und Tieren zuzusehen, wie sie bei einer größeren Feierlichkeit in Rom unvermeidlich war. Man mußte irgend etwas unternehmen, um die Energien der Römer auf etwas anderes zu lenken, dachte sie. Vielleicht sollte man das Fußballspiel einführen ...?

„Dann werde ich dich nie wieder sehen?“ fragte die Prinzessin.

„Wer weiß?“ meinte Elspeth. „Vielleicht komme ich einmal wieder zurück – schon um nachzusehen, wie es euch geht.“

Sie umarmten sich und gingen auf das Dach, wo Elspeth mit einem wartenden Flugwagen startete. Diesmal saß sie selbst am Steuer. Sie flog zu dem aventinischen Palast, wo Sergeant Carhart und Hauptmann Johnson ihr Lebewohl sagten.

„Uns lassen Sie noch eine Weile hier“, meinte Johnson. „Das ist der letzte Befehl von zu Hause. Sie scheinen sich hier besser auszukennen als wir, Elly – können Sie uns nicht ein paar nette Mädchen verschaffen?“

„Aber nur, damit ihr besser Latein lernt“, lachte Elspeth.

Dann wurde sie ernst. „Was gibt es Neues in Schlesien?“ wollte sie wissen.

„Die letzten zwei Tage nichts“, antwortete er. „Die Herzländer haben nicht so leicht aufgegeben. Sie haben ein paar von ihren eigenen Maschinen durchbekommen. Wir haben einige Verluste.“

„Und was ist mit Mack Fraser?“ fragte sie und setzte hinzu, als sie seinen verblüfften Blick sah: „Sie wissen schon – der Mann, der uns damals herausgeholt hat.“

„Oh!“ sagte Captain Johnson grinsend. „*Den* meinen Sie. Er wurde vor zwei Tagen nach Hause geschafft. Anscheinend ist er verwundet.“

„O nein!“ rief sie aus. „Wo ist er?“

„Da bin ich“, sagte Mack und trat vor sie. „Und was mir passiert ist, möchte ich lieber nicht sagen.“

Hauptmann Johnson grinste ziemlich unverschämt, als er erklärte: „Anscheinend hat man Fraser vorausgeschickt, damit er sich ein bißchen umsahe – er kannte sich dort ja schon aus. Als die zweite Gruppe nachkam, fanden sie ihn mit dem Kopf nach unten in einer Hasenfalle hängen.“

„Mack!“ sagte Elspeth, bemüht, nicht zu lachen. „Und wo bist du verletzt?“

„Oh“, sagte der Texaner grinsend, „*die* haben ihn nicht verwundet – anscheinend hat er sich das Schlüsselbein gebrochen, als unsere Leute ihn abschnitten. Er kommt mit Ihnen, wenn Sie heute die Transition machen.“

„Das ist ja fürchterlich“, murrte Mack, und Elspeth sah zum erstenmal den dicken Schulterverband unter seinem Hemd.

„Wollen Sie mit mir tauschen, Fraser?“ sagte Johnson.

„Sie können sich darauf verlassen, daß ich es sofort tun würde.“

„Nur über meine Leiche“, sagte Mack, und Elspeth lachte. Innerlich empfand sie ein tiefes Gefühl der Befriedigung. Sie kehrte mit Mack zurück, zurück nach Spindrift Key in Carolina, dem Ort, den sie auf der ganzen Welt am meisten liebte und zusammen mit dem Mann, den sie auf der ganzen Welt am meisten liebte.

Auch später, als er meinte: „Hoffentlich bekommst du keine dumme Ideen wegen diesem Flieger. Er ist so lange nicht unter Menschen gekommen ...“, tat das ihrem Glück keinen Abbruch.

„O halt doch den Mund, Mack“, sagte sie leise und küßte ihn, und zum erstenmal hatte sie keine Angst vor dem schwarzen Vorhang rings um sie, der jede Transition begleitete.

– Ende –

Als TERRA-Sonderband 66 erscheint:

Sternenfieber

(THE PLANET STRAPPERS)

von Raymond Z. Gallun,

bekannt durch SF-Romane wie: „Tödliche Träume“ (Terra-Sonderband 37), „Menschen Minus X“ (Terra-Band 134) u.a.m.

Gruppen junger Männer und Frauen, die das „Sternenfieber“ erfaßt hatte, waren überall auf der Erde zu finden. Sie wollten hinaus ins All, wollten die Zwangsjacke ihres erdgebundenen Daseins abstreifen!

Die „Space bubbles“, aufblasbare Plastikhüllen, die Leben und Fortbewegung im Vakuum des Weltraums gestatten, dienen ihnen zur Erfüllung ihrer generationenalten Sehnsüchte ...

Diese packende Zukunftschronik, die von Rezensenten und Kritikern in den USA fast einhellig als außergewöhnlich originell und zukunftsweisend bezeichnet wird, hält der Zeitschriftenhandel für Sie, liebe TERRA-Freunde, in Kürze zum Preis von 1.- DM bereit.